This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

47. b. 31.

Kreuz und Schwert.

Dritter Band.

Kreuz und Schwert.

Vierte Abtheilung

von

„Um Szepter und Kronen".

Zeitroman

von

Gregor Samarow.

Dritter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1875.

Das Recht der Ueberſetzung dieſes Werkes in fremde Sprachen wird vorbehalten, Nachdruck ſtrengſtens verfolgt.

Achtzehntes Kapitel.

Beglückten Herzens, voll Freude und Hoffnung war Graf Spangendorf nach seinem Aufenthalt in Deutschland wieder über die Alpen nach dem schönen Italien gezogen, um der Erfüllung seines Lieblingswunsches entgegenzueilen und Diejenige unauflöslich an sein Leben zu knüpfen, der er sein Herz mit aller Glut und Leidenschaft einer ersten reinen und begeisterungsvollen Liebe geschenkt hatte.

So glücklich ihn aber auch die Erfüllung seiner süßesten Liebesträume machte, so kehrte er doch auf der andern Seite mit wunderbar gemischten Gefühlen nach Rom zurück. Er war hingezogen in die alte Heimat mit der Begeisterung für die die Welt durchdringende Allgewalt der römischen Kirche im Herzen; er hatte sich berauscht an der Quelle glaubensvoller Schwärmerei, welche in so reichem, schäumendem Strom aus dem Felsen Petri hervordringt. Mit stolzem Selbstgefühl

hatte es ihn erfüllt, daß ein hoher Fürst der Kirche ihn für würdig befunden hatte, ein Werkzeug zu sein in dem Kampf für die weltumfassende Herrschaft des Statthalters Christi auf Erden, — aber der Flug seiner Begeisterung war zu Boden gesunken, sein Stolz hatte sich gebeugt, als er das Wehen des göttlichen Geistes durch das Wehen der deutschen Eichen empfunden hatte, als der so hoch erleuchtete, so fest in seinem Glauben, so klar in seiner Einsicht dastehende Erzbischof von Köln ihm des großen, ruhmreichen Vaterlandes eigenartiges und urkräftiges Bild vor Augen gestellt hatte. Er war auf seiner Durchreise über Mainz gekommen und hatte dort eine Audienz bei dem Bischof von Ketteler gehabt, diesem alten westphälischen Edelmann, der aus innerem Drang und Beruf die militärische Laufbahn mit dem opfer- und mühevollen Priesterstande vertauscht hatte und tief durchdrungen war von hoher Liebe und Begeisterung für den Glanz und die Macht der römisch-katholischen Kirche. Aber auch dieser ergebene Diener des heiligen Stuhls hatte ihm gesprochen von der Eigenart der deutschen Nation. Auch aus seinen Worten war die Hingebung für die einige und allumfassende Kirche so anders hervorgeklungen, als er es in Rom von den Lippen der feinen und geschmeidigen italienischen Prälaten zu hören gewohnt war.

Der deutsche Freiherr auf dem bischöflichen Stuhl, welchen einst die Kur-Erzkanzler des deutschen Reichs einnahmen, hatte noch kräftiger und noch markiger die Selbstständigkeit des kirchlichen Lebens der deutschen Nation gegenüber der römischen Kurie betont, als der ruhige und kältere Erzbischof von Köln, und in der Brust des jungen Grafen war das warme Gefühl der Angehörigkeit an seine Nation, der stolze, unabhängige Sinn des alten deutschen Edelmanns lebendig erwacht. Jede Faser seines Lebens zog ihn hin zu den alten Kirchenfürsten seiner Heimat und ließ ihn tief empfinden, daß das italienische Priesterthum, welches den päpstlichen Stuhl umgab, seiner innersten Natur etwas Fremdes sei, aber in der freudigen Glückseligkeit, mit welcher die Aussicht auf das Wiedersehen seiner Geliebten sein ganzes Wesen erfüllte, löste sich auch dieser Zwiespalt in harmonische Hoffnung auf.

Er glaubte dazu beitragen zu können, daß man in Rom die Verhältnisse der deutschen Kirche richtiger und klarer beurtheile, und er fühlte sich stolz in dem Gedanken, daß er, der unbedeutende junge Mensch, dazu mitwirken könne, den vollständigen Einklang herzustellen zwischen dem Glaubensleben seines Vaterlandes und dem herrschenden Mittelpunkt der Kirche.

So war er voll Glück, Hoffnung und Zuversicht

in Rom angekommen. Er hatte unmittelbar nach seiner Ankunft an Lorenza geschrieben und ihr seinen Besuch zur gewohnten Abendstunde angekündigt, um zunächst mit ihr und ihrem Vater zu überlegen, in welcher Form und Weise das bisher so sorgsam gehütete Geheimniß seiner Liebe der Welt bekannt gemacht werden sollte.

Dann hatte er sich dienstlich gemeldet und unmittelbar darauf dem Kardinal Monaco seine Ankunft angezeigt, auch von demselben die Einladung erhalten, ihn zu einer späten Nachmittagsstunde zu besuchen.

Der junge Mann hatte seine, nach so langer Abwesenheit ihm ungewohnte Uniform angelegt und begab sich zur festgesetzten Zeit nach dem Palazzo di Santo Ufficio.

Bereits waren die eigenthümlichen Verkündiger der Weihnachtszeit von den Abruzzen nach Rom herabgestiegen. Die Pifferari, welche wie die Hirten von Bethlehem die Himmelsbotschaft der Geburt des Heilandes begrüßen und vor den Bildern der heiligen Jungfrau an den Ecken der Straßen ihren eintönigen, von der Piffera und der Zampogna begleiteten Gesang ertönen ließen.

Als der Graf Franz in tiefen Gedanken, alle Ein-

drücke, die er in Deutschland empfangen, wieder lebendig in seiner Seele heraufrufend, an dem alten Cirkus des Nero vorbeischritt, stand vor einem kleinen mit Lampen und Blumen geschmückten Marienbilde ein alter Mann in dunkelblauem Kragenmantel, den spitzen Hut in das scharfverwitterte, graubärtige Gesicht gedrückt, und neben ihm ein Knabe von vierzehn bis fünfzehn Jahren mit glänzend schwarzen Augen, mit schwarzem, lockigem Haar und mit dunkelgebräuntem Gesicht von klassischem Schnitt. Sie sangen jenes uralte Weihnachtslied, dessen gleichmäßige Melodie am Schluß jeder Strophe mit einem langsamen Adagio endigt, das dann wieder ein lauter, jubelnder Ton der Piffera abschließt.

Graf Franz blieb einen Augenblick stehen, sein in tiefstem Nachdenken zu Boden gesenkter Blick erhob sich zu der eigenthümlich pittoresken Gruppe unter dem Madonnenbilde, welches von einigen Vorübergehenden umgeben war.

Vom dunklen Abendhimmel herab funkelten die ewigen Sterne, welche in ruhiger und unveränderter Gleichmäßigkeit bereits die alten unbeugsamen Herrscher Roms auf dem Forum Romanum gesehen, welche dann herabgeblickt hatten auf das goldene Haus des Nero, auf die Trümmer des unter dem letzten Romulus zusammenbrechenden Weltkaiserthums, — welche eben so

ruhig und gleichmäßig die Macht und Hoheit des christlichen Oberpriesters auf dieser Stätte hatten erstehen sehen, auf welcher einst die ersten Märtyrer des Christenthums in qualvollem Tode gestorben waren, und welche jetzt wieder mit unverändertem goldenem Schimmer niederglänzten auf die Residenz des Nachfolgers Gregor VII. und Leo X., dessen Thron von allen Seiten her bedroht war durch mächtige, siegreiche und unversöhnliche Feinde.

Unten schimmerten die farbigen Lampen und die frischen Blumensträuße zu den Füßen des einfachen Bildes Derjenigen, die den Heiland der Welt geboren, deren Name in der ganzen Christenheit gesegnet wird, welche die Schwerter des Todes in ihrem Busen und die Krone der Verklärung auf ihrem Haupte trägt.

Und vor diesem Bilde standen die Hirten, einfache Kinder der Natur in unserem Jahrhundert der Wissenschaft und Aufklärung und kaum unterschieden von jenen, welche einst in der ersten Weihnachtsnacht das neu erstandene Licht der Welt mit ihrem einfachen Gesang begrüßten, der seit zweitausend Jahren mächtig und gewaltig durch alle Länder der Erde tönt:

„Venite tutti quanti voi pastori,
Venite a visitare nostro Signore,“

sang der Alte mit seiner tiefen Stimme in der uralten,

einfachen und fast naiven Melodie, während der Knabe mit einem leisen Ton der Piffera den Gesang begleitete.

Einen Augenblick blieb Graf Franz schweigend bei diesem Anblick stehen, unwillkürlich faltete er die Hände und wiederholte mit leisem Ton die Worte des Gesanges: „Venite tutti quanti voi pastori, venite a visitare nostro Signore," den Blick von dem Madonnenbilde zu dem dunklen Sternenhimmel erhebend.

„Es ist wunderbar," sagte er, „daß hier aus dem Munde der armen Söhne der Berge mir dasselbe Wort entgegenschallt, das der heilige Vater von seinem apostolischen Stuhl in diesem Augenblick durch die Welt ertönen läßt: — ‚kommt herbei, all' ihr Hirten, unsern Herrn zu begrüßen'. Auch der oberste Regent und Fürst der Kirche ruft die Hirten der Völker herbei, um sich vor dem Herrn zu beugen, seinen heiligen Geist zu empfangen und ihn wieder hinauszutragen in die fernen Länder. Wenn aus dem Munde des Höchsten auf Erden," sagte er, indem begeisterte Freudigkeit von seinem Gesicht strahlte, „dasselbe Wort ertönt, das die Demüthigen, Armen und Einfältigen auf den Lippen tragen, dann muß ja der Segen Gottes nahe sein, dann muß ja aus der Versammlung der Hirten, der Heerde Christi das Wort des Heils über die Welt hin klingen:

‚Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!‘“

Die Strophe war beendet. Der Knabe mit den glänzend schwarzen Augen sah den jungen Zuavenoffizier, welcher stehen geblieben war und dem Gesang lauschte. Rasch, in demüthiger Haltung näherte er sich ihm und streckte mit bittendem Blick ihm seinen Hut entgegen.

Graf Franz warf ein Geldstück in denselben.

Der Knabe hob die Münze in den Lichtkreis der unter dem Madonnenbilde brennenden Lampe empor, zeigte sie ganz erstaunt und verwundert dem Alten, und unter den lauten Segenswünschen der Hirten, in welche sich einige Evvivas der Umstehenden für den großmüthigen jungen Kavalier mischten, eilte Graf Franz mit schnellen Schritten davon, trat in den Palast di Santo Ufficio und wurde nach seiner Meldung aus dem Vorzimmer unmittelbar in das Kabinet des Kardinals geführt.

Der Kardinal erhob sich beim Eintritt des jungen Mannes, ging demselben einige Schritte entgegen und reichte ihm mit einer Bewegung voll väterlicher Würde und weltmännischer Höflichkeit die Hand, auf welche Graf Franz sich niederbeugte, um seine Lippen auf den geweihten Ring zu drücken.

„Sie sind aus Deutschland zurückgekehrt, Herr Graf," sagte der Kardinal mit seiner sanften, geschmeidigen Stimme, indem er seinen Blick unter den tief herabgesenkten Augenlidern hervor über die schlanke, kräftige Gestalt des jungen Mannes hingleiten ließ, „ich freue mich, Sie wiederzusehen, und bin gespannt darauf, was Sie mir aus Ihrem Vaterlande zu erzählen haben. Sie erinnern sich unseres Gesprächs vor Ihrer Abreise," fügte er in leichtem Konversationston, aber mit einem schnellen, scharfen, forschenden Blick hinzu, indem er sich in seinen Lehnsessel niederließ, der im Schatten eines hohen Lichtschirms stand, welcher den sechsarmigen silbernen Leuchter auf dem Tisch umgab; zugleich bezeichnete er dem Grafen mit der Hand ein in einiger Entfernung stehendes Tabouret.

„Ich habe," sagte Graf Franz, „keines von den Worten vergessen, welche Eure Eminenz an mich zu richten die Gnade hatten, und ich habe diese Worte in mir getragen, während ich in meinem Vaterlande die dortigen Zustände mit meinem allerdings so wenig geübten und so wenig erleuchteten Blick zu beobachten Gelegenheit hatte."

„Und," sagte der Kardinal gespannt, „was haben Sie dort gesehen? Ist es wirklich wahr, wie man hier zuweilen erzählt, daß das Gift des ketzerischen Pro-

teſtantismus mit ſeiner Selbſtvergötterung der kritiſch-menſchlichen Vernunft dort immer mehr um ſich greift? Iſt es wahr, daß die Reinheit des katholiſchen Glaubens dort immer mehr aus den Seelen der Menſchen verſchwindet?"

„Nein, Eminenz," erwiederte Graf Spangendorf mit feſtem und entſchiedenem Ton, „das iſt nicht wahr, und wer Eurer Eminenz das berichtet hat, kennt die Verhältniſſe in Deutſchland nicht. In den Gegenden meines Vaterlandes, welche dem katholiſchen Glauben treu geblieben ſind, iſt derſelbe tiefer, reiner und inniger vielleicht, als in irgend welchen andern Ländern, und gerade die kritiſirende und negirende Richtung der Zeit hat bei allen Denen, welche in dem poſitiven Chriſtenthum Kraft und Tröſtung ſuchen, noch mehr dazu beigetragen, den katholiſchen Glauben zu ſtärken und zu befeſtigen. Ja vielleicht," fuhr er fort, während der Kardinal, leicht die übereinander gekreuzten Finger bewegend, ſeinen Kopf gegen die hohe Lehne ſeines Seſſels ſtützte und aufmerkſam jedes Wort verfolgte, — „ja vielleicht wird gerade das Anſtürmen gegen alles poſitive Chriſtenthum der katholiſchen Kirche auch in proteſtantiſchen Gegenden noch größere Verbreitung ſchaffen. In meiner unmittelbaren Heimat wenigſtens, Eminenz," fuhr er fort, „in meiner Familie und in all' den

Kreisen, mit welchen ich in Berührung getreten bin, habe ich ein gläubiges Festhalten an den Heilswahrheiten der Kirche gefunden und klares Bewußtsein, auf dem Boden der kirchlichen Gemeinschaft den Angriffen des verneinenden Geistes Widerstand zu leisten. Das deutsche katholische Volk steht fest und treu zu seinem Bischof."

Der Kardinal schwieg einen Augenblick. Seine Augenlider sanken so tief herab, daß seine Augen fast geschlossen schienen und sein Blick vollständig verhüllt war.

„Und die Bischöfe?" fragte er mit leiser Stimme, „haben Sie Einen derselben gesehen, haben Sie Gelegenheit gehabt, zu beobachten, in welcher Weise ihr hochwichtiges und heiliges Amt wirksam wird für die festgeschlossene Macht der um den Mittelpunkt des römischen Stuhls geeinigten Kirche?"

„Ich habe Gelegenheit gehabt," erwiederte Graf Franz, „zweien der erleuchtetsten Prälaten meines Vaterlandes näher zu treten, und Beide haben mich gewürdigt, mit mir über die Lage der Kirche in unserer Zeit zu sprechen. Auch ich habe Gelegenheit gehabt, zu beobachten, in welcher Weise die hochwürdigsten Oberhirten der Kirche durch ihre Geistlichen die Gläubigen ihrer Diözesen leiten, und ich kann Eure Eminenz ver-

sichern, daß die ganze katholische Kirche Deutschlands von der tiefsten, innigsten und gläubigsten Verehrung für den heiligen Vater erfüllt ist, daß alle deutschen Katholiken mit tiefster Inbrunst für den Sieg des Papstes über alle seine Feinde beten, für die Erhaltung seiner weltlichen Herrschaft in dem Gebiete des Erbtheils Petri und für die Wiederaufrichtung seines geistlichen Regiments über die ganze Christenheit. Aber —", fügte er etwas zögernd hinzu.

„Aber?" fragte der Kardinal schnell.

„Eure Eminenz," erwiederte Graf Spangendorf, „haben mir befohlen, Beobachtungen zu sammeln über das kirchliche Leben in meinem Vaterlande und meine Eindrücke Ihnen offen und frei mitzutheilen. Ich habe beobachtet," fuhr er fort, „beobachtet mit dem Blick des Verstandes und dem Gefühle des Herzens, und ich bitte Eure Eminenz, mir zu verzeihen, wenn ich Ihnen Eindrücke wiedergeben muß, welche nicht ganz den Anschauungen entsprechen, die ich hier am Sitze des Mittelpunkts der Kirche in mir aufgenommen habe."

„Sprechen Sie, Herr Graf," sagte der Kardinal im Ton ruhiger, freundlicher Höflichkeit, „die unmittelbaren Eindrücke unbefangener Beobachter haben für die richtige Beurtheilung der Verhältnisse einen hohen Werth."

„Eminenz," sagte Graf Franz, indem sein Gesicht sich mit dem Ausdruck innerer Erregung belebte, „ich habe es während meines Aufenthalts in Deutschland tief empfunden, worüber ich hier nicht so klar gedacht, daß unsere große, heilige Kirche aus lebendigen, selbstständigen Gliedern sich zusammensetzt, welche zwar durch das erlösende Blut Christi und durch den heiligen Geist Gottes mit einander verbunden sind, welche aber ihre besonderen und eigenen Lebensbedingungen haben, unter denen dieser Geist mächtig ist. Diese Glieder, Eminenz, sind die verschiedenen Völker der Erde, welche in ihrem öffentlichen und Privatleben oft so unähnlich untereinander sich entwickelt haben, und auch das Leben der Kirche in diesen verschiedenen Völkern, wenn es auch innerlich Eins und von demselben Geist durchdrungen ist, muß sich dennoch in seiner äußeren Form und Erscheinung den Eigenthümlichkeiten der nationalen Entwickelung und den Nothwendigkeiten des öffentlichen Staatslebens anpassen."

Er schwieg einen Augenblick und der Kardinal, welcher unbeweglich und ohne daß sich ein Ausdruck auf seinem Gesicht zeigte, zugehört hatte, forderte ihn durch eine leise Bewegung des Kopfes auf, fortzufahren.

„Der bindende Mittelpunkt, Eminenz," sprach der

junge Mann weiter, indem mehr und mehr die anfängliche Befangenheit aus seiner Stimme verschwand, „von welchem aus der Geist gleichen Glaubens die Kirche in allen ihren Gliedern durchdringt, das ist der heilige Vater, und seiner priesterlichen Oberhoheit beugen sich die Völker. Aber, Eminenz, die unmittelbaren Organe, durch welche der heilige Statthalter Christi die Kirche regiert, gehören alle der italienischen Nation an, dieser Nation, unter welcher ich lebe, welche ich liebe und hochachte, aber welche ein Verständniß für die besonderen Lebensbedingungen anderer Völker nicht haben kann."

„Die Kirche," sagte der Kardinal mit völlig ruhiger und gleichmäßiger Stimme, „hat niemals einen Unterschied zwischen den Nationen gemacht. Zum heiligen Kollegium gehören Prälaten aus allen Nationen."

„Gewiß, Eminenz," sagte Graf Franz rasch, „aber für diese hohen Kirchenfürsten ist der Purpur mehr eine weltliche Auszeichnung, an dem unmittelbaren Regiment der Kirche nehmen sie nicht Theil. Dieß bleibt der Kurie vorbehalten, welche den heiligen Vater umgibt und welche wesentlich und fast ausschließlich italienisch ist. Diejenigen, welche das eigene organische Leben der Völker zu vertreten haben, — der Kurie gegenüber zu vertreten haben —"

Der Kardinal zuckte zusammen. Ein schneller, scharfer Blick schoß unter seinen Lidern hervor zu dem jungen Mann hinüber, dann senkte er das Auge wieder auf seine in dem Schooß gefalteten Hände und hörte mit schweigender Aufmerksamkeit den weiteren Worten des Grafen zu.

„Diejenigen," wiederholte dieser mit fester Betonung, „welche die nationale Lebensentwickelung der Völker der italienischen Kurie gegenüber zu vertreten haben, sind die Bischöfe, welche mitten in ihren Diözesen stehen, aus der Nation hervorwachsen und von ihrem Blut durchströmt sind. Sie fühlen, wie die Nationen fühlen, sie verstehen die eigenthümliche Regung des Volksgeistes in unmittelbarer Berührung mit demselben, sie verstehen auch die Nothwendigkeiten des öffentlichen Staatslebens, mit dem sie in Berührung treten, und sie können diese Nothwendigkeiten mit der inneren freien Kirche in Einklang bringen. Wenn die Kirche," fuhr er im Ton tiefer Ueberzeugung fort, „aus allen gegenwärtigen Schwierigkeiten siegreich hervorgehen soll, wenn ihre Macht sich wieder ausbreiten soll über die Geister der ganzen Welt, dann, Eminenz, muß die selbstständige und freie Stellung der nationalen Bischöfe nicht nur erhalten, sondern gestärkt und ausgebildet werden, sie müssen die freien Vertreter des im heiligen Vater leben-

digen Geistes der Kirche, aber nicht die Diener der römischen — der italienischen Kurie sein. Und fast," fuhr er fort, während der Kardinal nachdenklich den Kopf auf die Brust sinken ließ, „fast muß ich fürchten, daß die Absicht besteht, sie dazu zu machen, und, Eminenz, nach innigster Ueberzeugung kann ich nur die Besorgniß aussprechen, daß ein solcher Schritt große Gefahren nach sich ziehen möchte, daß er das Gefühl der Völker verletzen, das Mißtrauen der Regierungen wachrufen und statt zur Stärkung und Belebung der Kirche, zu deren Gefährdung und Zersetzung führen würde."

Der Kardinal saß noch einige Augenblicke schweigend da. Die so warmen, lebendigen, überzeugungsvollen Worte dieses gläubigen, für seine Kirche so begeisterten jungen Mannes schienen einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht zu haben.

„Und glauben Sie," fragte er dann, indem er seinen Blick mit wohlwollender Theilnahme auf dem Grafen ruhen ließ, — „glauben Sie, daß die Anschauungen, welche Sie mir soeben ausgesprochen haben, von Ihren Landsleuten getheilt werden, daß sie allgemein in Deutschland sind?"

„Ich glaube es, Eminenz," erwiederte Graf Franz mit voller Stimme, „ich glaube es und ich habe diesem

Eindruck hier Worte gegeben, — nicht aus unberufener Vermessenheit, sondern weil Eure Eminenz mir befohlen haben, auszusprechen, was ich gesehen und empfunden, was ich beobachtet habe auf dem Boden des Vaterlandes, umweht von seiner Luft, aufblickend zu den Gipfeln seiner Bäume und zu seinem Himmel, — ich habe es gefühlt, mächtiger und klarer, als meine Worte es auszudrücken vermögen, daß das Leben des Glaubens sich nach dem Herzschlag der Völker gestalten muß, daß das Gebet nur dann in seiner wahren, warmen und seiner vollen Kraft zu Gott emporsteigen kann, wenn das gebeugte Knie sich auf den heiligen Boden stützt, auf welchem unsere Wiege stand und welcher einst den Staub unseres irdischen Leibes wieder empfangen wird. Der heilige Geist, Eminenz," fuhr er strahlenden Auges fort, „ergoß sich als ein einiger und untheilbarer über die Apostel, und dennoch redeten sie — ein Zeichen voll hoher Bedeutung — in den Zungen der verschiedenen Völker, weil nur in ihrer besonderen und eigenthümlichen Sprache und Redeweise die ewigen Wahrheiten des heiligen Geistes verständlich zu den Völkern dringen konnten."

„Haben Sie," fragte der Kardinal, „die Eindrücke, welche Sie mir aussprechen, auch bei den Unterredungen

mit den Erzbischöfen empfangen, denen Sie zu begegnen Gelegenheit gehabt haben?"

Graf Franz zögerte einen Augenblick.

„Diese Eindrücke, Eminenz," erwiederte er, „sind durch meine Gespräche mit den hochwürdigsten Prälaten, die mich ihrer Unterhaltung würdigten, nicht abgeschwächt, sondern vielmehr bestärkt worden. Ich habe während meiner Unterredungen mit ihnen nur noch lebhafter und inniger empfunden, wie tief und warm das Wort eines Bischofs zu Herzen dringt, wenn dieser Bischof zugleich versteht und mitempfindet, was das nationale Gefühl höher aufwallen läßt."

Der Kardinal erhob sich.

„Ich danke Ihnen, Herr Graf," sagte er in verbindlichem Ton, „daß Sie die Bitte, welche ich Ihnen ausgesprochen hatte, mit so viel Eifer und scharfer Beobachtung zu erfüllen bestrebt gewesen sind. Ich werde diesen Dienst nicht vergessen, und wenn Sie jemals meiner Unterstützung bedürfen, so rechnen Sie auf mich."

„Eure Eminenz können überzeugt sein," sagte der Graf, „daß ich, weit entfernt, die unbedingte Richtigkeit meiner Beobachtungen behaupten zu wollen, dennoch in dem, was ich Ihnen gesagt, nur meine innigste und festeste Ueberzeugung ausgesprochen habe."

„Eine Ueberzeugung," erwiederte der Kardinal, „welche kennen zu lernen für mich von großem Werth war. Ich setze voraus," fügte er hinzu, „daß der Inhalt unserer Unterredung lediglich zwischen uns bleibt."

Graf Franz legte die Hand betheuernd auf die Brust und sagte mit offenem Blick und freiem Ton:

„Eure Eminenz werden sich überzeugen, daß Ihr Vertrauen keinem Unwürdigen geschenkt worden ist."

Der Kardinal erhob die Hand, machte in anmuthiger Bewegung das Zeichen des Kreuzes und erwiederte mit leichtem Kopfnicken die tiefe Verbeugung des jungen Grafen, welcher vorwärts schreitend sich zur Thür zurückzog und das Kabinet verließ.

„Es ist eine schwere und ernste, folgenreiche Entscheidung, vor der wir stehen," sagte der Kardinal vor sich hin, nachdem der junge Offizier sein Kabinet verlassen hatte. „Und wenn," fuhr er fort, „der Schritt, durch welchen die einheitliche Nationalität der Kirche über die ganze Welt wiederhergestellt werden soll, wenn die Verkündigung der dogmatischen Unfehlbarkeit des Papstes auf Widerstand stößt, so könnte leicht eine bedenkliche Zersetzung der Kirche die Folge der Maßregel sein, welche zu ihrer größeren Einheit führen soll. Ich glaube," fuhr er fort, indem er aufstand und langsam durch das Gemach schritt, „daß dieser junge Mann

richtig beobachtet hat, und wenn er, der gläubige und begeisterungsvolle Streiter für den Papst und die Kirche, so empfindet, so muß eine solche Empfindung allgemein sein in seinem Lande. Auch aus Frankreich lauten die Nachrichten nicht günstig, auch dort regt sich der Sinn der Selbstständigkeit unter den Bischöfen, und dieser brütende Cäsar hat ja immer schon in seinem geheimnißvoll arbeitenden Gehirn die Idee der anglikanischen Kirche getragen. Man muß vorsichtig sein, — um nicht Alles zu gefährden, indem man Alles gewinnen will."

Einer der im Vorzimmer des Kardinals wartenden Geistlichen meldete den Pater Beckx, und unmittelbar hinter dem meldenden Geistlichen, ohne die Antwort des Kardinals zu erwarten, trat der General der Gesellschaft Jesu in seiner einfachen, schwarzen Ordenstracht in das Kabinet. Er begrüßte den Kardinal mit einer tiefen Verbeugung, welche dieser durch eine leichte Neigung des Kopfes erwiederte.

In dem so gleichmäßig ruhigen Gesicht des Generals und in seinen gewöhnlich so kalt und scharf blickenden Augen lag eine so deutlich erkennbare Unruhe und Aufregung, daß der Kardinal ihn ganz betroffen anblickte und, indem er ihn einlud, in einem Lehnstuhl an seiner

Seite Platz zu nehmen, mit dem Ausdruck einer gewissen Spannung fragte:

„Was ist vorgefallen, ehrwürdiger Bruder, was hat die überlegene Ruhe Ihres Geistes und Ihrer Seele so in Bewegung gesetzt?"

„Ich habe böse Nachrichten erhalten, Eminenz," erwiederte der Pater, „es regt sich in ganz Italien wieder jene weitverzweigte und unermüdlich arbeitende Partei, welche mit höllischer Wachsamkeit den Moment erspäht, in welchem sie ihren letzten Schlag wagen und das Patrimonium Petri dem heiligen Stuhl entreißen kann."

Der Kardinal zuckte lächelnd die Achseln.

„Das ist nichts Neues, leider nichts Neues, ehrwürdiger Vater. Die verderbliche Thätigkeit dieser Partei wird ja scharf beobachtet und ihre Agitationen können zu keinem Resultat führen, solange die Hand Frankreichs schützend, aber freilich," fügte er seufzend hinzu, „mit schwer lastendem Druck auf Rom ruht."

„Freilich, Eminenz, freilich," sagte der Pater Bekx, „aber gerade auch von Frankreich her kommen böse Nachrichten. Der Kaiser wird schwächer und schwächer und hört immer mehr auf den verderblichen Rath Derjenigen, welche ihn zu liberalen Reformen drängen möchten, und ich sehe den Augenblick kommen, wo er sich mit den Männern umgeben wird, welche nicht nur durch ihre

konstitutionellen Experimente die innere Kraft Frankreichs lähmen werden, sondern welche auch mit den liberalen Parteien in Italien und in Preußen in inniger Verbindung stehen und die Politik des Kaisers zu einer Versöhnung mit Preußen, zu einer definitiven Verständigung mit diesem aufrührerischen Königreich Italien führen werden, wenn Männer wie Ollivier, wie der Graf Daru die Minister des in immer tiefere Schwäche versinkenden Kaisers sind. Dann werden die Agitationen der italienischen Revolution gegen Rom ernster und gefährlicher werden, dann wird der Augenblick nahen, in welchem Frankreich auch seine Hand von Rom abziehen wird."

„Vergessen Sie nicht, ehrwürdiger Bruder," sagte der Kardinal ruhig, „daß in Frankreich eine zwar zarte, aber mächtige Hand uns gehört, welche, je älter und schwächer der Kaiser wird, um so mehr Macht auf die französische Politik gewinnen muß, und daß diese Hand stark und geschickt genug sein wird, um auch einen so schwachen Menschen wie diesen Ollivier zu leiten."

„Möglich, Eminenz," sagte der Pater Bekx, — „immerhin ist es aber doch bedenklich, das Lebensinteresse der Kirche, ihre äußere Sicherheit und Selbstständigkeit in eine einzige Hand, in die Hand einer Frau zu legen, welche unsicher und wechselnd ist, wie der Hauch des

Zufalls. Den Gefahren, die ich kommen sehe, muß schnell begegnet werden. Die Verkündigung der dogmatischen Unfehlbarkeit des Papstes muß durch das Konzil erfolgen, um die schon zu sehr gelockerte Disziplin des Kirchenregiments wiederherzustellen und der Kirche den Angriffen ihrer zahlreichen Gegner gegenüber die eigene Kraft wiederzugeben, welche heute fast ausschließlich nur noch in dem Orden der Gesellschaft Jesu besteht, an dessen Spitze mich trotz meiner Unwürdigkeit die Gnade und Erbarmung Gottes gestellt hat. Die Bischöfe in den einzelnen Ländern," fuhr er fort, „beginnen mehr und mehr ihre Selbstständigkeit zu fühlen, und das ist heute um so gefährlicher, als der Zug nationaler Bildung durch die Völker geht und von den weltlichen Mächten früher oder später immer bestimmter oder direkter auf die Herstellung national abgesonderter Kirchen hingearbeitet wird, wie das schon in den früheren Zeiten des Mittelalters geschah, bevor die Weisheit und Kraft erleuchteter Päpste alle solche Regungen niederwarf."

Der Kardinal saß in tiefem Sinnen da.

„Sie haben Recht, ehrwürdiger Bruder, die Gefahr ist groß, daß dieß kirchliche Leben der einzelnen Länder von dem so bedrohten und in seiner unmittelbaren Macht geschwächten Mittelpunkt in Rom sich loslösen möchte.

Aber ich bin," fuhr er fort, „nicht ohne Zweifel darüber, ob ein plötzliches und rücksichtsloses Anziehen der Zügel, wie dieß durch die Verkündigung der dogmatischen päpstlichen Unfehlbarkeit geschehen würde, seinen Zweck erfüllen möchte. Der nationale Geist ist bereits mächtig geworden in den Völkern, in Frankreich wie in Deutschland, und auch die Bischöfe sind von demselben erfüllt, — vielleicht," sagte er, „finden sie darin einen Vorwand für die Neigung zur Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, welche stets den Episkopat erfüllt hat. Und namentlich," fuhr er fort, „scheinen mir die deutschen Bischöfe ganz besonders abgeneigt zu sein, den Einfluß Roms auf die Verwaltung ihrer Diözesen noch durch ein so mächtiges Herrschaftsmittel verstärken zu wollen, als es in der Unfehlbarkeit des heiligen Vaters liegt."

Der Pater ließ seinen klaren, durchdringenden Blick einige Sekunden auf den feinen Zügen des Kardinals ruhen.

„Eure Eminenz," sagte er sodann, „haben soeben den Grafen Spangendorf gesprochen, diesen jungen Offizier der päpstlichen Zuaven, welcher unmittelbar aus Deutschland zurückkommt?"

Der Kardinal neigte bejahend den Kopf, indem er ein wenig verwundert den Pater ansah.

„Ich habe den jungen Mann," sagte dieser, „beim Eintritt in das Palais begegnet und wundere mich nicht, Eure Eminenz ein wenig unter dem Eindruck der Mittheilungen zu finden, welche er Ihnen gemacht hat."

„Ich habe mich," sagte der Kardinal, „mit dem jungen Grafen, den ich als eines der gläubigsten und begeistertsten Mitglieder der heiligen Kirche kenne, über die Zustände in Deutschland besprochen, die er genau und richtig zu beurtheilen weiß, und ich muß allerdings gestehen, daß die Mittheilungen, die er mir gemacht hat, ernstliche und bedenkliche Zweifel in mir wachgerufen haben, ob ein rücksichtsloses Vorgehen der Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit zweckmäßig und durch die Klugheit geboten sei."

„Der Graf Spangendorf," sagte der Pater Bekx im Ton ruhiger und kalter Ueberlegenheit, „hat in Deutschland wesentlich unter dem Einfluß der Eindrücke gestanden, die er aus seinen Unterredungen mit deutschen Prälaten geschöpft hat, und in jenen Bischöfen regt sich von Neuem der Geist des Widerstandes gegen das heilige Kirchenregiment, welcher einst die geistlichen Kurfürsten erfüllte. Der Glaube der deutschen Bischöfe ist rein, treu und ohne Vorwurf, aber sie sind nicht durchdrungen von der Ueberzeugung der Nothwendigkeit

einer unbedingten und absoluten Einheit in dem Regiment und der Disziplin der Kirche. Sie vermögen sich nicht genügend loszulösen von dem nationalen Boden, aus dem sie hervorgewachsen sind. Der Gedanke einer national abgegliederten Kirche reizt ihren Stolz, sie wollen sich als die Gleichen dem Ersten unter ihnen zur Seite stellen und den Papst nicht als Herrn über sich erkennen. Nicht die liberale Strömung der Geister," fuhr er mit einer schärferen Betonung fort, „nicht die Eifersucht und das Mißtrauen der weltlichen Mächte bedrohen die katholische Kirche, deren Kraft in ihrer Einheit liegt, — ihr schlimmster Feind ist das Streben der Bischöfe nach selbstständiger Gewalt und Unabhängigkeit. Dieß Streben, das so oft niedergebeugt worden ist und sich immer wieder von Neuem erhebt, dieß Streben, das den verderblichen Keim der Zersetzung der Kirche in sich trägt, muß für immer gebrochen, zerstört und ausgerottet werden, indem die absolute Unfehlbarkeit der päpstlichen Aussprüche zum Dogma erhoben wird, damit Jeder, sei er Laie oder Prälat, dem Fluche verfällt, wenn er dieser Unfehlbarkeit sich nicht unterwirft. Dieser Graf Spangendorf," fuhr der Pater fort, während der Kardinal nachdenklich die Stirn in seine weiße Hand stützte, „dieser Graf Spangendorf ist angehaucht von dem Geist nationaler Unabhängigkeit, und wenn das bei

ihm schon möglich gewesen ist, bei ihm, der hier in Rom erfüllt worden ist von der Begeisterung für die einheitliche Herrschaft der Kirche, was soll erst mit den Bevölkerungen geschehen, für welche der heilige Vater ein abstrakter Begriff ist und welche als sichtbare Vertreter der Kirche nur ihre Bischöfe kennen? Glauben Sie mir, Eminenz," fuhr er fort, „der ganze Schwerpunkt der Zeitfrage liegt darin, die Bischöfe zu unterwerfen, ihre Neigung zur Selbstständigkeit zu brechen und wieder dahin zu gelangen, daß der von dem Mittelpunkt ausströmende Wille auch an den äußersten Enden der Peripherie unmittelbar und ohne Abschwächung zur That wird."

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, ehrwürdiger Bruder," erwiederte der Kardinal, „ich bin ganz überzeugt, daß dieß der Zustand ist, in welchem allein die Kirche siegreich aus dem Kampf dieser Tage hervorgehen kann. Allein," fuhr er fort, „wenn auch unsere Herzen von glaubensvoller Begeisterung erfüllt sein mögen, so muß doch unser Verstand darüber nachdenken, auf welche Weise am besten das nothwendige Ziel der Einheit der Kirche erreicht werden könne. Klug wie die Schlangen ist die Vorschrift, der auch wir folgen müssen, und wenn wir erkennen, daß der Weg, den wir verfolgen, schwer zum Ziele führt und durch fast unüberwindliche Schwierig-

keiten versperrt ist, so gebietet die Klugheit, von ihm uns abzuwenden und auf andere Weise die Erreichung unserer Ziele zu erstreben. Sie geben mir zu, daß die Bischöfe nicht leicht sich der absoluten Herrschaft der päpstlichen Unfehlbarkeit unterwerfen werden, — das ist eine gefährliche Klippe, — die katholische Kirche hat, wenn sie einig gewesen ist, den weltlichen Mächten gegenüber stets den Sieg davongetragen, aber ein von den Bischöfen geleitetes Schisma ist ihr stets gefährlich gewesen. Wenn nun aber gar die weltlichen Mächte diese Gelegenheit benützen, um mit den Bischöfen gemeinsam uns entgegenzutreten? Sie wissen, daß bereits der Fürst Hohenlohe, in einem traurigen Irrthum befangen, ein Cirkular an die katholischen Mächte gerichtet hat, um sie zum gemeinsamen Auftreten gegen das Dogma der Unfehlbarkeit zu veranlassen. Sie wissen, wie ich," fuhr er fort, „daß hier auf der preußischen Botschaft derselbe Gedanke gehegt wird und daß man das berliner Kabinet zu bestimmen sucht, eine bestimmte Stellung in der Sache zu nehmen —"

„Wenn dieß geschähe," fiel der Pater Bekx ein, „so wäre es meiner Ueberzeugung nach eine unendlich glückliche Fügung —"

„Eine glückliche Fügung?" fragte der Kardinal befremdet.

„Ja, Eminenz," erwiederte der Pater, „nach meiner Ueberzeugung wäre nichts erwünschter, als wenn in diesem Augenblick die weltlichen Mächte sich in die innere Entwickelung der Kirche zu mischen unternehmen und dem Beschluß des Konzils vorzugreifen versuchten. Ein solches Vorgehen," fuhr er fort, „würde am allerschnellsten und sichersten die Einigkeit in der Kirche wiederherstellen und überall würden die Bischöfe durch ein vorzeitiges Eingreifen der weltlichen Mächte in die inneren Fragen der Kirche zum festen Anschluß an den Mittelpunkt in Rom gedrängt werden, ein Konflikt mit den weltlichen Mächten, wenn er jetzt ausbräche, würde die ganze katholische Kirche einig finden, — wenn dagegen das Konzil einmal gesprochen hat, wenn auf seinen Berathungen vielleicht abweichende Ansichten der nationalen Bischöfe zu Tage getreten sind, und wenn dann in den einzelnen verschiedenen Gebieten über bestimmt vorliegende konkrete Fälle Differenzen mit der Staatsgewalt entstehen, so liegt die Möglichkeit viel näher, daß dann die Bischöfe einzeln ihren Frieden zu schließen versuchen. Es ist gefährlich," sagte er, leicht die Hand erhebend, „die Finger in siedendes Wasser zu stecken; läßt man dasselbe abkühlen und den Bodensatz ausscheiden, so kann man es leichter behandeln. Würden die Regierungen thun, was Fürst Hohenlohe will und

wozu Graf Arnim die preußische Regierung bestimmen möchte, so würde heute der Geist einheitlicher Opposition in die Kirche gebracht und die ganze katholische Welt würde uns gehören. Aber ich fürchte," sprach er düster, „daß jener kaltblütige und scharf berechnende Mann in Berlin sich nicht wird zu einem solchen Vorgehen bestimmen lassen. Er wird abwarten, bis seine Zeit gekommen ist, er wird keinen Konflikt mit der römischen Kirche hervorrufen, solange er den großen Entscheidungskampf mit Frankreich nicht ausgefochten hat, und deßhalb —"

„Deßhalb?" fragte der Kardinal.

„Deßhalb," fuhr der Pater Bekx fort, „müssen wir mit der größten Entschiedenheit und Schnelligkeit die päpstliche Unfehlbarkeit durch das Konzil feststellen lassen. Wir müssen durch alle der Kirche zu Gebote stehenden Machtmittel den Widerstand der auf ihre Selbstständigkeit eifersüchtigen Bischöfe brechen, die Möglichkeit nationaler Abgliederung für immer ausschließen, und zugleich," fuhr er in etwas leiserem Ton fort, indem er sich zu dem Kardinal hinüberneigte, als fürchte er, daß seine Worte durch die marmornen Wände dringen könnten, „Alles aufbieten, um Frankreich zu dem seit Jahren schon immer wieder und wieder vertagten Kampf gegen dieß neue, vom Geist des

Protestantismus emporgetragene deutsche Kaiserthum zu drängen —"

„Und wenn Frankreich in diesem Krieg geschlagen würde?" fragte der Kardinal, — „wir wären verloren!"

„Es ist nicht Frankreich allein," sagte der Pater Bekx, „welches Preußen gegenübertreten würde, — Oesterreich, — trotz des verderblichen Geistes, welcher unter diesem protestantischen Reichskanzler auch dort eingedrungen ist, würde die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen können, auch seinerseits seine alte historische Stellung wieder zu erobern. In Deutschland selbst würden die nicht vernarbten Wunden von 1866 wieder aufbrechen. Und," fügte er hinzu, „auch am Hofe des Königs Viktor Emanuel ist die größte Neigung vorhanden, in ein Bündniß gegen Preußen einzutreten."

Der Kardinal nickte bestätigend mit dem Kopf.

„Einer solchen Koalition gegenüber," fuhr der Pater fort, „kann dieß halbfertige deutsche Reich nicht widerstehen, und neben dem ephemeren Erfolg von 1866 wird es jetzt gelingen müssen, den verwegenen Stolz der preußischen Macht zu brechen und die maßgebende Obergewalt der katholischen Mächte in Europa wiederherzustellen. Wenn dieß geschehen ist, und wenn dann zugleich

die Unfehlbarkeitsautorität des päpstlichen Worts die Bischöfe und die katholische Welt beherrscht und leitet, — dann, Eminenz, wird der endliche Sieg unserer Sache erfochten sein, dann wird Rom von Neuem unbestritten auch das neunzehnte Jahrhundert beherrschen, wie es die zwei Jahrtausende zuvor beherrscht hat."

„Ein schöner, ein herrlicher Blick in die Zukunft," sagte der Kardinal. „Aber wann," fügte er dann seufzend hinzu, „wann?"

„Wann?" rief der Pater Bekx, indem seine trockenen, kalten Gesichtszüge sich feurig belebten und seine klaren, ruhigen Augen leuchtend aufblitzten, „wenn alle Diejenigen, welche berufen sind, an dem Regiment der Kirche theilzunehmen, wenn alle Diese sich erfüllen und durchdringen mit dem unerschütterlich festen Glauben, der die Berge versetzt und den Fuß sicher auf des Meeres bewegte Wellen setzen läßt, wenn diese Alle sich durchdringen mit der hohen Begeisterung und dem Kampfesmuth der heiligen Märtyrer, und wenn sie zugleich die Waffen des Geistes und der Klugheit, welche der heilige Geist ihrem Gebet nicht versagen wird, zu führen verstehen, dann ist der Sieg sicher und gewiß. Das Schwert der Gewalt wird zusammenbrechen vor diesem heiligen Zeichen," fügte er hinzu, indem er das goldene Kreuz an seinem Halse mit dem Finger

berührte, „in hoc signo vincemus — ad majorem Dei gloriam!“

Der Kardinal ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„Wenn Sie, ehrwürdiger Bruder,“ sagte er, „von dieser gläubigen Siegeszuversicht durchdrungen sind, so müssen wir Alle mit frohem Muth in den Kampf gehen, denn Sie gebieten über die große Armee der streitenden Kirche, und diese Armee, welche zurückgedrängt, aber noch nicht geschlagen worden ist —“

„Welche aber,“ sagte der Pater Bekx ernst und mit scharfer Betonung, „schon verleugnet und verlassen worden ist, verlassen von Demjenigen, welcher die Kirche auf Erden zu vertreten hat, für dessen Herrschaft sie in allen Zonen der Erde streitet, — und daß Aehnliches nicht abermals geschehe, das ist die erste und wichtigste Bedingung des Sieges. Es muß Alles geschehen, Eminenz,“ fuhr er fort, „daß das Feuer glaubensvoller Begeisterung in dem Herzen des heiligen Vaters nicht erlösche, daß Kleinmuth und weltliche Rücksichten nicht in ihm mächtig werden, daß er den großen Kampf aufnimmt und durchführt mit der Zuversicht, welche dem Stellvertreter des göttlichen Siegers über die Welt gebührt, aber auch mit der Begeisterung und Selbstverleugnung der Märtyrer, welche wissen, daß ihre Krone nicht von dieser Welt ist. Und diese heilige Begeisterung

im Herzen des Papstes zu nähren, zu stärken und zu erhalten, das ist die heilige Pflicht aller Derer, welche dem erhabenen Lenker und Regenten unserer Kirche nahe stehen. Jeder von diesen trägt seine Verantwortung an dem Ausgang des großen Kampfes, um so höhere Verantwortung, je höher seine Stellung ist."

Der Sekretär des Kardinals trat ein und überreichte demselben einen Brief mit artiger Neigung des Hauptes gegen den Pater Bekx.

Der Kardinal öffnete die Enveloppe und durchflog den Inhalt. Sein Gesicht wurde bleich, starr blickte sein Auge auf den Pater.

„Entsetzlich!" rief er, „welch' ein furchtbarer, verbrecherischer Plan! Und welch' eine Fügung der göttlichen Gnade, daß derselbe entdeckt ist und vereitelt werden kann!"

Er reichte den Brief dem Pater, welcher denselben durchflog und dann strahlenden Blickes ausrief:

„Ja, es ist eine Fügung Gottes, daß die verbrecherische Bosheit der Feinde der Kirche sich so klar und deutlich enthüllt. Wenn in der Seele des heiligen Vaters ein Zweifel sich regen sollte, wenn der Kleinmuth ihm nahe treten möchte, — so ist das eine Mahnung zum muthigen Beharren auf der Bahn des Kampfes, welche die Bahn des Sieges sein wird."

Er stand auf.

„Ich verlasse Eure Eminenz, um nach dem Vatikan zu gehen.“

Er verneigte sich ehrerbietig vor dem Kardinal und verließ festen und sichern Schrittes und hochgehobenen Hauptes das Kabinet.

Neunzehntes Kapitel.

Der Graf Franz von Spangendorf war raſchen und elaſtiſchen Schrittes nach ſeiner Wohnung zurückgekehrt.

Wohl hatte das Geſpräch mit dem Kardinal ihn tief bewegt, wohl fühlte er ſich ſtolz erhoben in dem Bewußtſein, dem hohen römiſchen Kirchenfürſten gegenüber im Namen ſeines Vaterlandes geſprochen zu haben, und in der Hoffnung, daß ſeine Worte an der Stelle, wo die Entſcheidung und das Schickſal der Kirche lag, Gehör und Beachtung finden konnten. Aber alle dieſe Gedanken traten bald zurück vor dem Gefühle des Glücks, das ſein ganzes Weſen erfüllte, bei dem Gedanken, ſeine geliebte Lorenza wiederzuſehen, ihr ſelbſt zu verkünden, daß ſie nunmehr für alle Zukunft ihm gehören ſolle, und mit ihr die Pläne für dieſe ſelige, lichtvolle Zukunft zu verabreden.

Als er an dem Madonnenbild vorüberſchritt, waren

die Pifferari nicht mehr da und der Platz mit dem mit Blumen und Lampen geschmückten Bilde war leer; er warf einen raschen Blick nach demselben, grüßte es mit leichter Neigung des Kopfes und richtete sein Auge mit dem Ausdruck dankerfüllten Gebets zum dunklen Himmel, von welchem die Sterne so licht und klar funkelten, wie die tausendfach schimmernden Hoffnungen, die sein Herz in sich schloß.

Er trat in seine einfache, aber mit geschmackvoller Eleganz ausgestattete Wohnung und rief seinem Diener, um schnell die Uniform mit einem einfachen Anzug zu vertauschen.

„Es ist ein Mann hier gewesen," sagte der Diener, „welcher dem Herrn Grafen eine dringende Botschaft zu bringen hatte, und als er längere Zeit vergeblich gewartet, dieses Papier hinterlassen."

Verwundert ergriff der Graf einen zusammengefalteten Zettel, welchen sein Diener ihm reichte, schlug das Papier auseinander und näherte sich einer der auf dem Tische brennenden Kerzen, um dessen Inhalt zu lesen. Auf dem Blatt groben grauen Papiers standen in einer schwerfälligen und ungefügigen Handschrift die Worte:

„Graf Francesco wird dringend ersucht, den Besuch, welchen er heute Abend machen will, zu unter-

laſſen und Die, welche er zu ſehen wünſcht, in ſeiner Wohnung zu erwarten.“

Der Graf ließ die Hand mit dem Papier langſam niederſinken und ſtarrte betroffen vor ſich nieder.

„Wie ſah der Mann aus, der dieß brachte?“ fragte er.

„Es war ein alter Mann,“ erwiederte der Diener, „mit grauem Bart und grauem Haar, mit ſchönem Geſicht und klaren, dunklen Augen.“

„Er iſt es,“ flüſterte Graf Franz, — „es iſt Pietro, — aber was kann geſchehen ſein? Warum ſoll ich nicht zu ihr kommen? Sie wird mich hier aufſuchen, — was kann das bedeuten? Nur ein außergewöhnliches Ereigniß kann ſie, die ſo zurückhaltend iſt, zu einem ſolchen Schritt veranlaſſen, — doch,“ rief er dann ſtrahlenden Auges, „ſie wird kommen, und wenn ſie kommen kann, ſo lebt ſie, ſo iſt ſie wohl, — es kann kein ernſtes Unglück ſein, — kein Unglück für meine Liebe, — wenn ſie zu mir kommt, werde ich ſie ſehen.“

Er breitete entzückt die Arme aus, als wolle er das geliebte Bild umfangen, das ſeine Seele erfüllte.

Dann verſank er wieder in tiefes Sinnen und ſchritt ſchnell und unruhig im Zimmer auf und nieder, während der Diener, als er keine weiteren Befehle erhielt, ſich der Thür näherte.

Ein lauter, kräftiger Schritt ertönte draußen, — nach einem kurzen Schlag trat ein Unteroffizier der päpstlichen Zuaven in ordonnanzmäßigem Anzug und dienstlicher Haltung in das Zimmer.

Fragend blickte der junge Mann ihn an.

„Ich habe dem Herrn Grafen den Befehl zu bringen, sogleich in der Kaserne zu erscheinen."

„Mein Gott, jetzt," rief der Graf in lebhafter Verwirrung, „wie ungelegen, — jetzt, wo ich sie erwarte!" fügte er leise hinzu. „Und was ist es," sagte er, sich zu dem Unteroffizier wendend, „kennen Sie die Veranlassung dieses Befehls?"

„Zu Befehl, Herr Graf," erwiederte dieser, „es handelt sich darum, mit einer Abtheilung von dreißig Mann einen Polizeikommissär zu begleiten, der den Auftrag hat, einen gefährlichen Verbrecher zu verhaften. Der Herr Oberst hat sogleich den Herrn Grafen dazu bestimmt, und ich glaube," fügte er mit einer gewissen ehrerbietigen Vertraulichkeit hinzu, „daß dieß Kommando aus besonderem Vertrauen dem Herrn Grafen übergeben worden ist, da es sich wohl um eine sehr wichtige Sache handeln muß. Die Abtheilung hat bereits den Befehl zum Antreten mit scharfen Patronen erhalten."

Der Graf stand einen Augenblick unschlüssig da.

„Es ist unvermeidlich," sagte er mit tiefem Seufzer,

indem er den Degen wieder umgürtete, den er bei seiner Rückkehr abgelegt hatte.

„Es wird," sagte er dann im Ton einer gewissen leichten Verlegenheit, indem er sich zu seinem Diener wendete, — „eine Dame hieherkommen, die ich erwarte und die mir eine Mittheilung zu machen hat. Du wirst sie mit aller Ehrerbietung empfangen und sie bitten, mich hier zu erwarten, da ich durch den Dienst gezwungen worden sei, auf einige Zeit auszugehen; sage ihr, daß ich hoffe, sehr bald zurückzukehren, und," fügte er, an der Thür sich noch einmal umwendend, hinzu, „bitte sie in meinem Namen, mich jedenfalls zu erwarten."

Schnell schritt er auf die Straße hinaus, während der Sergeant ihm folgte.

*

Pietro Barghili war nach seinem Hause zurückgekehrt und hatte dort Lorenza und Barbarino in traulicher Unterhaltung miteinander gefunden, — Lorenza ruhig und lächelnd, Barbarino glühend und flammend von Glück und liebevoller Begeisterung.

Dann hatte sich Lorenza in ihr Zimmer zurückgezogen, um ihre Vorbereitungen zur Abreise mit Barbarino zu treffen, — um, wie sie mit einem eigen-

thümlichen Blick auf den jungen Mann hinzufügte, sich durch eine kurze Ruhe für die Nachtreise zu stärken.

Barbarino hatte lange mit Pietro über die Zukunft seiner Tochter gesprochen und dem Alten das Versprechen gegeben, in kürzester Zeit sich nach einer andern Gegend Italiens zu begeben und dort eine ruhige und sichere Existenz zu gründen.

Zuweilen hatte er einen beobachtenden Blick auf die Straße hinaus geworfen; da er dort außer vorübergehenden Bettlern und Kindern nichts Außergewöhnliches bemerkte, so war schließlich auch zuletzt seine Besorgniß geschwunden, daß er am Morgen beobachtet worden sei, und er gab sich mit dem ganzen Aufschwung seiner jugendlichen und leidenschaftlichen Natur den Gefühlen des Glücks hin, endlich seine Geliebte von Rom fortführen zu können und von den Qualen unaufhörlicher eifersüchtiger Unruhe befreit zu werden.

So war der Abend herangekommen. Lorenza war wieder erschienen, strahlend von Schönheit, Muth und Hoffnung, in ein leichtes, eng anschließendes Gewand gekleidet, auf dem Kopf einen breiten rothen Schleier, wie ihn die Albaneserinnen tragen, der nach dem Rücken herunterfiel und bei rauher Witterung über Hals und Brust zusammengezogen werden kann.

Das junge Mädchen sah wunderbar reizend in

dieſer Tracht aus, als ſie mit heiterem Lächeln und ſtrahlendem Blick in das Zimmer trat, um aus den Vorräthen des Hauſes ein Nachtmahl zuſammenzuſtellen, — das letzte, bevor ſie die Heimat verließ.

Mit einem Aufſchrei des Entzückens eilte Barbarino auf ſie zu und drückte ſie einen Augenblick in ſeine Arme, folgte dann voll Liebe und Bewunderung ihren anmuthigen Bewegungen, während der alte Pietro ernſt daſaß und von Zeit zu Zeit einen ſorgenvollen, faſt finſtern Blick auf ſeine Tochter richtete.

Man hatte ſchweigend gegeſſen, Lorenza hatte mit einem kräftigen Zug ein Glas des dunklen, feurigen Weines geleert und ſtand dann auf, indem ſie ſagte:

„Es iſt Zeit, aufzubrechen. Ich gehe, die wenigen Sachen zu holen, welche ich bedarf, und in einem letzten Gebet die Madonna anzurufen, daß ſie mir Kraft gebe zu dem ernſten Schritt, der über mein künftiges Leben entſcheiden ſoll."

Sie verließ das Zimmer und zog ſich in ihre Kammer zurück, während Barbarino das große Dolchmeſſer, das er abgelegt hatte, in ſeinen Gürtel ſteckte und den Mantel um ſeine Schulter ſchlug.

Lorenza blieb einen Augenblick vor dem Madonnenbild in ihrem Zimmer ſtehen, faltete die Hände und bewegte einige Sekunden lang betend die Lippen. Dann

trat sie zu dem Fenster, das auf die Veranda hinausführte und welches fast bis zur Höhe der niedrigen Gartenmauer hinabreichte, sie öffnete leise den nur angelehnten Fensterflügel, schwang sich leicht und gewandt auf die Brüstung, indem sie flüsterte:

„Gott und alle seine heiligen Engel mögen mich begleiten."

In diesem Augenblick hörte man von der Straße her Tritte von mehreren Männern, einzelne Worte klangen herauf und Lorenza glaubte im schwachen Licht der Sterne eine Gestalt zu erkennen, welche sich über die Gartenmauer erhob.

Sie sprang erschrocken in das Zimmer zurück und blieb hochklopfenden Herzens in der Mitte desselben stehen, indem ihre verworrenen Gedanken vergebens versuchten, sich diese außergewöhnliche Erscheinung zu erklären, und indem sie in höchster Seelenangst die kurze Zeit berechnete, welche ihr zur Ausführung ihrer Flucht blieb, und mit Schaudern daran dachte, daß sie, wenn diese Zeit nicht benutzt werden könnte, für immer um das Glück ihres Lebens betrogen und der dunklen, verzweiflungsvollen Zukunft verfallen sei.

Ein scheuer, angstvoller Blick durch das Fenster hin zeigte ihr nun in der That die Umrisse einer dunklen Gestalt, welche sich geräuschlos über die Mauer

schwang und unmittelbar neben derselben unbeweglich stehen blieb.

Während sie noch rathlos und unschlüssig dastand, wurde die Thür des Wohnzimmers aufgerissen, Pietro erschien in höchster Aufregung, Barbarino in das Zimmer seiner Tochter hineinziehend.

„Das Haus ist umstellt," sagte er athemlos mit kaum hörbarer Stimme, „an Entkommen ist nicht zu denken. Es gibt nur ein Mittel der Rettung. Hier," sagte er, indem er Barbarino in den schmalen Raum hineindrängte, welcher zwischen dem Bett seiner Tochter und der Wand sich befand, „hier drücke Dich zusammen und laß keinen Laut, keinen Athemzug vernehmen."

Barbarino verschwand hinter dem Bett.

„Und Du, Lorenza, lege Dich schleunigst nieder und stelle Dich schlafend."

Zitternd vor Angst gehorchte das junge Mädchen dem Befehl ihres Vaters, warf ihr Gewand auf einen Stuhl, riß den Schleier vom Haupt und legte sich nieder, die Decke des Bettes hoch hinaufziehend und den Kopf mit geschlossenen Augen zitternd in die Kissen drückend.

Pietro kehrte in das Wohnzimmer zurück und schloß geräuschlos die Thür hinter sich. Kaum hatte er sich an den Tisch, auf welchem noch die Reste des Nacht-

mahls ſtanden, niedergeſetzt, als ſtarke Schritte auf dem Flur des Hauſes ertönten und ein kräftiger Schlag gegen die äußere Thür geführt wurde.

Pietro ſtand auf und öffnete mit ruhiger, unbefangener Miene.

Zwei Kommiſſäre der Polizei, deren Geſichtszüge eine merkwürdige Aehnlichkeit mit einem der Abbates, welche Barbarino in die Aula gefolgt waren, und mit dem Bettler von der Piazza di San Pietro zeigten, traten in das Zimmer. Ihnen folgte ganz beſtürzt, bleich und zitternd der Graf Franz von Spangendorf. Im Hintergrund auf dem dunklen Flur ſah man Gewehrläufe blitzen.

Mit dem Ausdruck tiefen Erſtaunens, aber anſcheinend vollkommen ruhig, fragte Pietro Barghili, indem er bis in die Mitte des Zimmers zurücktrat:

„Was ſuchen die Herren in der Wohnung eines armen Mannes, der nie etwas gegen die Geſetze gethan und ſich im Dienſt der Kunſt ſeinen Lebensunterhalt erwirbt?“

„Dieſer iſt es nicht,“ ſagte einer der Beamten, „und doch hat der Kapuziner dieſes Haus betreten und daſſelbe bis jetzt nicht wieder verlaſſen.“

„Ein Kapuziner,“ ſagte Pietro Barghili ruhig. „Es iſt allerdings ein ehrwürdiger Bruder Kapuziner hier geweſen, um eine Gabe zu erbitten, ich habe ihm

Speise und Trank gereicht, — aber in der Dunkelheit des Abends hat er mein Haus wieder verlassen und ich weiß nicht, wohin er sich gewendet. Herr Graf, Sie hier?" fragte er erstaunt und freudig zugleich, den Grafen von Spangendorf erkennend, der in den Lichtkreis des hellen Zimmers trat. „O, das ist ein Glück," fuhr er, zu den beiden Beamten gewendet, fort, „dieser Herr hier, ein edler Kavalier und Offizier Seiner Heiligkeit, welche Gott segnen und erhalten möge, kann bezeugen, daß Pietro Barghili ein ehrlicher Mann ist, unfähig, etwas zu thun, das gegen die Ordnung und das Gesetz verstößt!"

„Ich kenne diesen Mann," sagte der Graf, der seine Blicke wie suchend im Zimmer umherschweifen ließ, — „ich kenne ihn als einen treuen und ergebenen Diener der Kirche und der Regierung Seiner Heiligkeit, und ich bin überzeugt, es muß ein Mißverständniß vorliegen, ich glaube nicht, daß dieß Haus die Zuflucht eines Verbrechers sein kann."

Der Beamte verneigte sich artig gegen den Grafen.

„Wir müssen unsere Pflicht erfüllen," sagte er in höflichem, aber bestimmtem Ton, „und das Haus durchsuchen, denn wir haben fast die Gewißheit, daß Derjenige, dessen Spur wir verfolgen, dasselbe nicht wieder verlassen hat. Sind alle Zugänge besetzt?"

„Das Haus ist umstellt," erwiederte der Graf, indem sein ängstlich fragender Blick auf Pietro Barghili ruhte, dessen schönes, ehrwürdiges Gesicht keine Spur von Unruhe oder Erregung zeigte.

Zugleich erschienen zwei Soldaten an der Thür, welche nach der Veranda hinführte.

„Mein Haus," sagte Pietro Barghili, „steht den Dienern Seiner Heiligkeit stets offen, Sie werden selbst sehen, daß hier in diesem Zimmer nichts verborgen sein kann."

Es war in der That unmöglich, daß in dem so einfach ausgestatteten Wohnzimmer ein Mensch sich hätte verbergen können.

„Hier ist mein Schlafzimmer," sagte Pietro, die eine der Seitenthüren öffnend und mit der Lampe, welche er vom Tisch nahm, in das kleine Gemach hineinleuchtend.

Nach wenigen Augenblicken kehrten die Beamten aus demselben zurück.

Graf Franz stand zitternd, die Hand auf den Tisch gestützt, da. Seine Augen richteten sich starr auf die fest verschlossene Thür, welche nach dem Schlafzimmer Lorenza's führte.

„Und sie ist bei mir," flüsterte er mit gepreßter Stimme, „und erwartet mich in Angst und Unruhe, —

was wird sie denken? Welch' ein trauriges, verhängnißvolles Zusammentreffen!"

„Und hier?" fragte der Polizeibeamte, auf die zweite Thür deutend.

„Es ist das Schlafzimmer meiner Tochter," sagte Pietro, „sie ist ermüdet und hat sich früh zur Ruhe begeben. Ich bitte die Herren, ein wenig Rücksicht auf das arme Kind zu nehmen."

Er öffnete die Thür und hob die Lampe empor, deren Strahl das Innere des Zimmers beleuchtete.

Man sah Lorenza auf ihrem Bette liegend, das Gesicht in die Kissen gedrückt, den Körper bewegt von tiefen, starken Athemzügen.

Die Beamten blickten forschend in dem Raum umher, er schien keinen Platz für einen Versteck zu bieten.

Graf Franz hatte sich langsam der Thür genähert. Er warf einen Blick in das kleine Gemach, sah das junge Mädchen auf ihrem Bett liegen und rief im Ton schmerzlichen Erschreckens:

„Lorenza! Mein Gott, Lorenza! Sie ist hier! Sie schläft!"

Die Beamten blickten erstaunt auf den jungen Mann, der, die Hände vorgestreckt, die Augen groß und starr geöffnet, einige Schritte vor dem Bett dastand.

Beim Ton seiner Stimme war Lorenza zusammengefahren. Mit einer raschen Bewegung jähen Schrecks fuhr sie empor, starrte den jungen Mann wie eine plötzlich vor ihr auftauchende Vision an. Sie sah ihren Vater, die Beamten, wie sie mit forschenden Blicken das Zimmer durchmusterten. Sie hörte unmittelbar neben sich die Athemzüge Barbarino's, der hinter ihrem Bett zusammengekauert sich verborgen hielt. Eine Wolke verhüllte ihren Blick, eine unsägliche Angst schnürte ihr Herz zusammen, die Arme weit ausbreitend rief sie mit dem Ton verzweifelter Todesangst:

„Francesco! Mein Francesco! Rette mich! Schütze mich! Nimm mich mit Dir!"

„Lorenza," rief der Graf, indem er zu ihr hinstürzte, „ich will Dich schützen und retten. Du wirst diese Räthsel lösen, Du kannst nicht schuldig sein. Meine Herren," sagte er, indem er Lorenza's Hand in der seinigen hielt, „ich kenne dieses Mädchen, ich liebe sie, sie ist die Reinheit und Wahrheit selbst. Sie suchen hier vergeblich. Dieser Raum kann nicht das Asyl des Verbrechens sein."

Unsicher und betroffen blickten die Beamten auf diese so unerwartete Szene.

Der Graf beugte sich über das Lager des jungen Mädchens, die auf die Kissen zurückgesunken war, und

drückte sie innig in seine Arme. Plötzlich fuhr er empor, aschfahle Bläſſe bedeckte sein Gesicht, er hatte den keuchenden Athemzug Barbarino's gehört, er hatte aus dem dunklen Raum hinter dem Bett hervor seine von Leidenschaft und Wuth funkelnden Augen gesehen, — starr wie eine Bildsäule stand er da, die großen, geöffneten Augen unbeweglich auf den engen und dunklen Versteck gerichtet, während Lorenza mit einem schmerzlichen Aufschrei ihr Gesicht mit den Händen bedeckte.

Die Beamten, denen keine Nüance dieser Szene entgangen war, sprangen fast in demselben Augenblick herbei und tauchten ihre Blicke in den schmalen Raum hinter dem Bett.

„Ah!“ rief der Erste derselben, „wir wußten es doch, daß er das Haus nicht verlassen hatte und daß er hier sein mußte.“

In raschem Sprung richtete sich Barbarino empor. Seine Augen funkelten in wildem Leuchten wie die eines Raubthiers, seine Züge waren verzerrt von Haß und leidenschaftlichem Zorn und mit heiserer Stimme rief er:

„Ja, ich bin hier, ich habe mich verborgen, weil mir meine Freiheit lieb ist und weil ich nicht auf falschen Verdacht hin mich habe einsperren lassen wollen. Ich weiß nicht, was die Herren von mir wollen, man

wird nichts an mir finden. Aber mag man mich in den Kerker werfen, mir ist Alles gleich, Leben oder Tod, Freiheit oder Gefangenschaft, ich habe doch Alles verloren, was mein Leben an Glück und Hoffnung besaß, — Alles verloren durch den Verrath dieses falschen Herzens, dieser schwarzen Seele, die von der Madonna die Schönheit, den Blick der Reinheit und Tugend entlehnt hat, um Menschenherzen zu betrügen und in's Verderben zu stürzen. Fluch Dir, Du Verworfene!" rief er, die geballten Hände gegen Lorenza erhebend, „Fluch Dir, die Du mir Liebe heucheltest, die Du versprachst, mir zu folgen und meines Lebens Licht und Glück zu sein, die Du jetzt, da die Gefahr über meinem Haupte schwebt, jenen verhaßten Fremden um Hülfe anrufst!"

Die Beamten traten heran, um Barbarino hinter dem Bett hervorzuführen.

Graf Franz stand wie vernichtet mit schlaff herabhängenden Armen da.

„Und ich wollte ihr," sagte er mit tonloser Stimme, „die Nachricht unseres Glücks, unserer Vereinigung bringen, und sie, o mein Gott!" rief er in fast schluchzendem Ton, „sie hat mir verboten, zu ihr zu kommen, — sie ließ mich ihren Besuch erwarten, während sie hier mit diesem —"

„Francesco! Mein Francesco!“ rief Lorenza, aus ihrer Betäubung emporfahrend und sich im Bett aufrichtend, „glaube mir, o glaube mir, ich will Dir Alles erklären, ich bin das Opfer unglücklicher, entsetzlicher Verhältnisse. Aber ich liebe Dich, ich liebe Dich allein. Ich war im Begriff, zu fliehen, zu Dir zu kommen, wie ich Dir versprochen, um Deinen Schutz anzurufen, um Dein zu sein für immer. Glaube mir, mein Francesco, ich liebe Dich, nur Dich allein! Beim Heil meiner Seele, bei der gebenedeiten Madonna,“ rief sie, die Hand nach dem Muttergottesbilde ausstreckend, „ich liebe Dich, ich liebe Dich!“

Barbarino bog sich zitternd zusammen, das Weiß seiner Augen färbte sich mit röthlichem, blutigem Schimmer.

„Bei der Madonna,“ rief er mit rauher, keuchender Stimme, „bei der heiligen Mutter Gottes, welche diese Verworfene zum Zeugen ihres Meineids anruft, — sie soll Niemand mehr betrügen, sie soll zur Hölle fahren, der sie entstiegen ist!“

Im Nu hatte er sein Messer aus dem Gürtel gerissen und es so mächtig und gewaltig zwischen die Schultern Lorenza's gestoßen, welche sich zu dem Grafen Franz hinüberbeugte, daß es bis zum Heft eindrang

und die Spitze aus der Brust des jungen Mädchens herausfuhr.

In einem Augenblick war das Bett mit Blut überschwemmt. Mit einem dumpfen, röchelnden Seufzer sank Lorenza in die Kissen zurück, ihre auf den Grafen Franz gerichteten Augen starrten gebrochen, der zu dem Bild der Madonna erhobene Arm fiel langsam und schwer herab.

Pietro Barghili stürzte sich mit einem gellenden Aufschrei auf seine Tochter, er richtete ihren leblosen Körper in seinen Armen empor und hielt seine Wange an ihre bleichen Lippen, um zu fühlen, ob noch ein Hauch des Athems aus demselben hervordringe.

„Du suchst umsonst nach einem Hauch des Lebens," sagte Barbarino mit kaltem, höhnischem Lachen, — „auch Dich wird der Lohn Deines Verraths ereilen, denn auch Du bist ein Verräther."

Die Soldaten aus dem Vorzimmer waren auf einen Wink des Polizeibeamten herangetreten und näherten sich Barbarino mit vorgestrecktem Bajonnet.

„Es bedarf der Waffen nicht," sagte dieser ruhig, „ich habe Diejenige, welche mich betrogen hat, bestraft, — ich werde die Folgen meiner That zu tragen wissen."

Er trat hinter dem Bett hervor und zu den Sol-

baten hin, welche ihn sogleich in ihre Mitte nahmen. Düster blickte er zu Boden, ohne weiter seine Umgebung und die furchtbare Szene in dem kleinen Zimmer zu beachten.

Graf Franz hatte während dieser Augenblicke unbeweglich dagestanden. Leichenblässe bedeckte sein Gesicht, mit tiefem Entsetzen starrte er die mit Blut übergossene Gestalt des jungen Mädchens an, die ihr Vater noch immer in seinen Armen hielt, als sähe er einen ihm völlig fremden Anblick vor sich, — er hatte die Hände vor der Brust gefaltet und schien mit seinen gegeneinander ringenden und sich verwirrenden Gedanken beschäftigt, — ein Zug banger, verzweiflungsvoller Frage lag um seinen zuckenden Mund.

Lorenza richtete noch einmal mühsam den Kopf empor. Noch einmal belebte sich ihr gebrochenes Auge und mit einem wunderbar durchdringenden Blick sah sie den Grafen an.

Ihre bleichen Lippen bewegten sich leise.

„Ich liebe Dich!“ hauchte sie mit sanft verklärtem Lächeln, — die erstarrenden Finger ihrer Hand mit den in Blut getauchten Spitzen erhoben sich noch einmal gegen das Bild der Madonna, — dann wurde ihr Blick wieder gläsern und starr, — sie zuckte zusammen und streckte sich dann mit tiefem, lang ausgehauchtem Athem-

zug aus, indem ihr Haupt schwer auf den Arm ihres Vaters niedersank, der sie langsam auf die Kissen legte.

Graf Franz erwachte aus seiner träumenden Erstarrung, — mit einem Sprunge war er an dem Bette, — er sank auf die Kniee nieder und drückte die kalte, leblose und blutbefleckte Hand der Todten an seine Lippen.

„Wo ist Licht, — wo ist Wahrheit?“ rief er mit schneidender Stimme in deutscher Sprache, — „mein Glaube und meine Liebe hat sich zum fremden Lande gewendet, — meine Liebe ist gestorben, — und mein Glaube — —“

Er richtete das brennende, thränenlose Auge auf diese blutige Gestalt, auf dieses bleiche, stumme Antlitz, welchem der Tod bereits sein furchtbares Siegel aufgedrückt hatte.

Ernst und schweigend standen die Beamten und die Soldaten da. Barbarino blickte nicht auf. Kalte, starre Ruhe lag auf seinen Zügen, — er schien kaum zu beachten, was um ihn her vorging.

Pietro näherte sich dem Grafen und berührte mit der Hand seine Schulter.

„Glauben Sie,“ sagte er, — „glauben Sie, Graf Francesco, dem letzten Worte der Sterbenden, — sie hat Sie geliebt, — nur Sie geliebt, sie war im Begriff,

zu Ihnen zu fliehen, — als das unglückselige Verhängniß über sie, — über uns Alle hereinbrach."

Barbarino warf einen Blick voll glühenden Hasses auf Pietro, dann sah er mit dem Ausdruck triumphirender Rache die Leiche Lorenza's an und versank dann wieder in seine kalte Ruhe.

„Wir begreifen, wir achten den Schmerz, der Sie bewegen muß, Herr Graf, wenn Sie dieser armen Ermordeten näher gestanden haben," sagte der Polizeibeamte, — „aber wir müssen unsere Pflicht thun und Sie bitten, die Gefangenen zu eskortiren. — Ihr werdet uns folgen," fuhr er fort, sich an Pietro wendend, — „man hat den Verbrecher bei Euch versteckt gefunden, — Ihr werdet Euch zu verantworten haben."

Pietro trat schweigend zu den Soldaten.

Der Graf stand auf. Schweigend beugte er sich über den Leichnam Lorenza's, drückte sanft ihre noch offenstehenden, gebrochenen Augen zu und machte dann das Zeichen des Kreuzes über ihrem Haupt.

Er befahl zwei Soldaten, das Haus und die Todte zu bewachen, — dann ließ er seine Abtheilung antreten, und mit Pietro und Barbarino in ihrer Mitte marschirten die Soldaten gleichmäßigen Schrittes die Straße hinab.

Graf Franz sah sich noch einmal um und ging

dann in düsterem Schweigen, wie mechanisch der Gewohnheit des Dienstes folgend, an der Seite des Zuges hin.

Die Polizeibeamten folgten.

„Die Eiche kann keine Wurzel schlagen in der glühenden Heimat der Myrten und Orangen," flüsterte der Graf leise, — „o meine Heimat, mein Vaterland, — warum habe ich Dich verlassen, um hier meine Liebe und meine Hoffnung zu verlieren!"

Der Zug wendete sich nach der Seite der Via della Longara und bald lag die Via del Moro still und schweigend da, — aus den benachbarten Häusern spähten einzelne ängstlich neugierige Gesichter hervor, beim Anblick der Wachposten vor dem Hause sich schnell wieder zurückziehend.

In dem kleinen Zimmer aber lag starr und kalt die blutige Leiche des jungen Mädchens, dessen Herz noch vor kurzer Zeit so angstvoll bangend einer glückseligen Zukunftshoffnung entgegengeschlagen hatte.

*

Um dieselbe Zeit, zu welcher der Graf Spangendorf sich nach der Via del Moro begeben hatte, war ein in einen einfachen schwarzen Civilanzug gekleideter Mann in dem Albergo di Europa erschienen, hatte

Signor Franceschini hereinrufen lassen, demselben einige Worte zugeflüstert und dann nach der Wohnung des Mister Brooklane gefragt, zu welcher Signor Franceschini ihn mit höflichster Dienstfertigkeit hinaufführte.

Der Fremde klopfte an die ihm bezeichnete Thür und trat auf ein von innen heraus ertönendes „Come in!“ in den Salon, in welchem Mister Brooklane ruhig vor einem großen, durch eine Lampe mit blauem Schirm beleuchteten und mit Büchern, Mappen und Albums bedeckten Tische saß.

Der alte englische Gentleman trug die sorgfältige und elegante Toilette, in welcher er an der Table d'hôte erschienen war, und war beschäftigt, verschiedene an ihn eingegangene Briefe zu lesen, deren Enveloppes theils auf dem Tische, theils auf dem Boden neben ihm lagen, und welche er, nachdem er sie durchgesehen, sorgfältig übereinander legte. Er richtete langsam den Kopf in die Höhe und blickte durch seine Lorgnette mit grauen Gläsern auf den Eintretenden hin. Er schien ein wenig überrascht, eine ihm ganz fremde Persönlichkeit vor sich zu sehen, erhob sich mit kalter, würdevoller Höflichkeit und trat dem Fremden entgegen, der sich dem Lichtkreis der Lampe genähert hatte und mit einem schnellen, scharfen Blick die auf dem Tisch befindlichen Gegenstände umfaßte.

„Verzeihen Sie die Störung," sagte er, „die ich Ihnen verursache, — ich bin ein Beamter der Polizei Seiner Heiligkeit und habe allen Fremden gegenüber eine kleine Formalität zu erfüllen."

Mister Brooklane deutete ohne eine Spur von Erstaunen oder Bewegung auf seinem Gesicht auf einen Sessel und nahm wieder vor seinem Tische Platz, indem er einen Briefbeschwerer von Bronze auf die von ihm durchgelesenen und übereinander gelegten Briefe stellte.

Der Polizeibeamte folgte jeder Bewegung mit scharfer Aufmerksamkeit und fuhr immer mit der größten Höflichkeit fort:

„In diesen unruhigen Zeiten, in welchen so viele zweifelhafte Persönlichkeiten in verbrecherischer Absicht sich hier einzuschleichen suchen, ist eine sehr genaue, scharfe Fremdenkontrole dringend geboten. Uns ist deßhalb der Befehl gegeben, uns über die Identität und Beschäftigung der hier anwesenden Fremden auf das Eingehendste zu vergewissern, wobei wir denselben," fügte er mit artiger Verbeugung hinzu, „das aufrichtige Bedauern über diese durch die Verhältnisse gebotene Belästigung auszusprechen haben."

„Ich habe," erwiederte Mister Brooklane in einem stark fremdländisch accentuirten Italienisch, „bei meiner

Ankunft die erforderlichen Meldungen vollziehen lassen, und ich glaubte, daß damit Alles in Ordnung sei. Jedoch bin ich gern bereit," fügte er immer höflich, aber mit einem leisen Anklang von Ungeduld in der Stimme hinzu, „alle noch für nothwendig erachteten Erläuterungen zu geben."

„Ihre Beschäftigung?" fragte der Beamte, indem er ein Notizbuch hervorzog und öffnete, als wolle er die betreffenden Angaben notiren.

„Meine Beschäftigung?" erwiederte Mister Brooklane achselzuckend, „nun, sie ist sehr einfach. Ich bedarf eines milden Klimas für meine Gesundheit, und ich liebe die Kunst und die Alterthümer, das ist der Grund meines Aufenthalts in Rom, — das ist meine Beschäftigung."

Der Beamte neigte den Kopf, anscheinend mit dieser Antwort durchaus zufriedengestellt.

„Und die Identität Ihrer Person, mein Herr?" fragte er dann. „Ich bitte nochmals um Verzeihung, es ist eine allgemeine, durch die Verhältnisse gebotene Maßregel."

Mister Brooklane öffnete ein auf dem Tische liegendes Portefeuille, zog aus demselben einen großen, zusammengefalteten Paß und reichte denselben dem Beamten hin.

Dieſer warf einen flüchtigen Blick darauf und ſagte, indem er das Papier zuſammenfaltete und Miſter Brooklane zurückreichte:

„Vollkommen in Ordnung, mein Herr. Es ſind indeſſen Fälle vorgekommen, daß ſehr gefährliche Perſönlichkeiten mit ſehr richtigen Päſſen ausgeſtattet waren, und wir haben daher die beſtimmte Anweiſung erhalten, uns noch auf andere Weiſe von der Identität der Fremden zu überzeugen. Es iſt, wie geſagt, eine reine Formalität, eine Briefenveloppe oder ein gleichgültiger Brief würde bei Ihnen vollkommen genügen.“

„Ich bin glücklicherweiſe gerade in der Lage,“ ſagte Miſter Brooklane nunmehr mit etwas ſcharf gereiztem Ton, „Ihnen in dieſer Beziehung den gewünſchten Nachweis geben zu können. Hier, mein Herr, leſen Sie, es ſind keine Geheimniſſe darin enthalten,“ und indem er den Briefbeſchwerer zur Seite ſtellte, reichte er dem Beamten die ſämmtlichen von ihm durchgeſehenen und geordneten Briefe.

Dieſer nahm dieſelben und durchflog ihren Inhalt. Er ſchien nichts ſeiner Aufmerkſamkeit Würdiges darin zu entdecken.

Miſter Brooklane ſaß ruhig auf ſeinem Stuhl und ſchien mit Ungeduld das Ende dieſes Beſuchs zu erwarten, der ihn in ſeiner Beſchäftigung geſtört hatte.

Der Beamte ſtand auf und bog ſich zu dem Tiſch hinüber, um das Briefpaket vor deſſen Eigenthümer niederzulegen. Bei dieſer etwas ſchnellen Bewegung erfaßte ſeine Hand, wie durch eine ungeſchickte Wendung, die Schnur der Lorgnette, deren graue Gläſer die Augen des Engländers bedeckten. Das Glas fiel herab und mit einer Bitte um Entſchuldigung bog ſich der Beamte zurück und blickte forſchend und ſcharf in die Augen des zornig aufſpringenden alten Herrn, welche ihm einen Augenblick mit einem vielfarbigen glänzenden Strahl entgegenblitzten und ſich dann ſchnell wieder unter den herabſinkenden Lidern verbargen, während Miſter Brooklane in heftigem Ton ſagte:

„Nehmen Sie ſich in Acht, mein Herr, Sie hätten mich verletzen können.“

„Er iſt es!“ flüſterte der Beamte vor ſich hin, indem ein Schimmer freudigen Triumphs ſein Geſicht erleuchtete.

Dann wiederholte er mit kaltem, ruhigem Ton ſeine Bitte um Entſchuldigung und ſprach, indem er die Hand in die Bruſttaſche ſeines Rockes ſenkte:

„Ich bedaure, mein Herr, Ihnen noch mehr Ungelegenheiten machen zu müſſen. Die Briefe, welche Sie mir zu zeigen die Güte hatten, ſind zu allgemeinen Inhalts, um mir den vollkommenen Beweis über die Iden-

tität Ihrer Person zu geben. Ich muß Sie bitten, mich zu meinem Chef zu begleiten, derselbe wird gewiß durch wenige Fragen schnell diese belästigende Nachforschung beendigen können und mich der peinlichen Lage überheben, Ihnen beschwerlich zu fallen."

„Ich weiß nicht, mein Herr," rief Mister Brooklane, „mit welchem Recht Sie es wagen wollen, einen Engländer, der einen richtigen Paß bei sich führt, verhaften zu wollen."

„Verhaften?" rief der Beamte. „O, ich bitte, mein Herr, es handelt sich nicht um eine Verhaftung, es handelt sich nur um die Einladung zu einer Unterhaltung mit dem Chef der Polizei Seiner Heiligkeit."

„Und ich werde dieser Einladung nicht Folge leisten," rief Mister Brooklane heftig, „ich befehle Ihnen, mein Zimmer zu verlassen und das Recht eines freien Bürgers einer fremden Nation zu respektiren."

Rasch trat der Beamte zum Fenster, öffnete einen Flügel desselben und ließ einen leichten Zungenschlag ertönen.

Man hörte das Heranfahren eines Wagens und mehrere Schritte auf der Straße.

„Sie werden sich," sagte der Polizeibeamte, „bei Ihrer Weigerung, meiner Aufforderung zu folgen, un-

angenehme Maßregeln, zu denen ich dann genöthigt sein würde, selbst zuzuschreiben haben."

Er hatte, während er das Fenster öffnete, seine Hand aus der Tasche seines Rocks hervorgezogen.

Mister Brooklane, welcher mit einigen gleichmäßigen Schritten ihm nähergetreten war, sprang nun mit einem Satz, kräftig und elastisch wie der eines Tigers, der seine Beute erfaßt, auf ihn zu. Mit eisernem Griff umfaßte er das Handgelenk seines rechten Arms, indem er zugleich mit der andern Hand seinen Hals so fest einschloß, daß der so urplötzlich und unvermuthet Angegriffene nur einen leisen, stöhnenden Ton hervorzubringen vermochte und wie betäubt das Haupt rückwärts sinken ließ, indem er die Augen schloß.

In demselben Augenblick senkte sich die Hand Mister Brooklane's in die Brusttasche des Beamten, zog aus derselben einen kleinen sechsläufigen Revolver hervor und drückte den des Athems und fast der Besinnung Beraubten in einen tiefen Lehnstuhl nieder, während er zugleich den Revolver spannte und den Lauf fast unmittelbar vor das Gesicht des in zuckender Bewegung Wiederaufathmenden hielt.

„Du bist des Todes," rief Mister Brooklane mit gedämpfter Stimme in reinem Italienisch, „wenn Du einen Laut von Dir gibst!"

Der Beamte, dessen Blut aus seinem Kopf, wohin es durch den eisernen Druck gedrängt war, zurückzufließen begann, ließ seine Augen, wie aus einem Traum erwachend, im Zimmer umherschweifen. Dann schienen seine Sinne sich völlig wieder zu sammeln und er machte eine Bewegung, als wolle er sich erheben, um sich auf den Engländer zu stürzen.

Dieser näherte die Läufe des Revolvers noch etwas mehr dem Gesicht seines Gegners, indem zugleich die Blicke seiner flammensprühenden Augen fest auf dessen Händen ruhten.

„Keine Bewegung," sagte er, „wenn Dir Dein Leben lieb ist! Wenn Du mich erkannt hast, so weißt Du, daß ich keine Scheu und Furcht kenne, und daß bei der ersten Bewegung und beim ersten Ton Dein Leben unrettbar verloren ist. Ist es die Sache werth, welcher Du dienst, Dich ihr zu opfern und Dich dem sichern Verderben zu weihen, um einen Mann zu fangen, der sein Leben an die Befreiung seines wie Deines Vaterlandes gesetzt hat und den," fügte er mit unendlich hoheitsvoller Verachtung hinzu, „noch kein Kerker festzuhalten, noch keine Kette zu fesseln vermochte?"

Der Beamte neigte den Kopf auf die Brust und senkte den Blick vor diesem flammenden, funkensprühenden Auge, das noch mehr mit dem Ausdruck der Trauer.

als des Zorns auf ihm ruhte, und dessen jugendliches Feuer wunderbar abstach gegen das Gesicht mit dem fast weißen Haar und Bart, aus welchem es hervorblickte.

„Ich könnte Dir sagen," fuhr Mister Brooklane fort, „rufe Deine Schergen herbei, aber bevor sie erscheinen, wirst Du eine Leiche sein, und Du kannst mit der Gewißheit sterben, daß, wenn sie mich heute in ihren Kerker führen, ich morgen wieder frei sein werde wie die Luft, welche über die Wellen des Meeres und über die Berge unseres Vaterlandes dahinstreicht, — ich könnte Dir sagen, kehre zurück mit den Dienern der heuchlerischen Priestertyrannei, — laß mich unaufgehalten und ungehindert meinen Weg verfolgen und nimm hier die Mittel, um Dich frei zu machen von den Fesseln eines elenden, fluchwürdigen Dienstes."

Er öffnete, ohne den Revolver von dem Gesicht des Beamten zu entfernen, eine auf seinem Tisch stehende Kassette und ließ die hochaufgehäuften Goldstücke, die sie enthielt, in dem Licht der Lampe flimmern.

„Aber," fuhr er dann fort, „ich will Dir weder das Eine noch das Andere sagen, — Du bist Italiener, Deine Wiege hat auf dem heiligen Boden dieses Landes gestanden, welches hoch gesegnet und begnadigt ist vor allen anderen Ländern der Welt, welches jetzt erwacht.

die schimpflichen Fesseln langer Erniedrigung abschüttelt, welches sich anschickt, auch diese letzte Zwingburg der Tyrannei zu brechen, in welcher ein heuchlerischer Götzendienst die freien Geister knechten möchte. Es ist unmöglich, daß Dein Blut, welches die Sonne Italiens erwärmt hat, nicht schneller zu Deinem Herzen strömen sollte bei dem Gedanken an die Freiheit, an die herrliche Größe Deines Vaterlandes. Was bietet Dir die Tyrannei der Priester? Was kann sie Dir bieten, das höher, herrlicher und schöner wäre, als der Blick auf ein freies und einiges Italien, das die Erinnerungen einer großen, erhabenen Vergangenheit mit den strahlendsten Hoffnungen der Zukunft verbindet? Ich spreche zu Dir im Namen des Vaterlandes, — ich habe ein Recht dazu, denn mein ganzes Leben war seinem Dienst geweiht, und ich rufe Dich im Namen des Vaterlandes, in die Reihen der Kämpfer für seine Freiheit und für seine Größe zu treten, in diese Reihen, in welchen seine edelsten und besten Söhne stehen, des Vaterlandes," fügte er mit einem Blick voll dunkelglühenden Feuers hinzu, „das furchtbar und unerbittlich zu strafen, aber auch königlich zu belohnen weiß. Du weißt, wer ich bin," fuhr er fort, „hast Du vernommen und klar erfaßt, was ich Dir gesagt?"

Der Beamte neigte das Haupt und richtete dann

einen Blick voll ängstlicher, scheuer Bewunderung auf die hochaufgerichtete Gestalt des Sprechenden, welche kaum noch eine Aehnlichkeit mit der früheren Erscheinung zeigte.

„Ich wußte es," sagte dieser, indem ein Schimmer freudiger Verklärung auf seinem Gesicht erschien, „daß die Stimme des mahnenden Vaterlandes zu einem italienischen Herzen dringen muß, daß die Stimme des Bruders, die im Namen der gemeinsamen Mutter sich erhebt, von dem Bruder nicht ungehört bleiben kann. Willst Du," fuhr er mit feierlichem Ton fort, „den Dienst der Tyrannen, der Feinde Italiens verlassen? Willst Du zu uns kommen, wo Dich brüderlich geöffnete Arme erwarten, zu uns, die wir Tod und Rache den Feinden, aber Treue und aufopfernde Liebe den Brüdern und Freunden bringen?"

„Ich will es," sagte der Beamte, indem er die Hände auf die Brust legte und mit bewegten Blicken zu dem vor ihm Stehenden aufsah, der noch immer den Revolver gegen ihn erhoben hatte.

„Dein Name?" fragte dieser.

„Riccolo Costanzi," erwiederte der Polizeibeamte.

„So nehme ich Dich auf," sagte Mister Brooklane mit feierlicher Würde, „in die Gesellschaft der Rächer des geknechteten Vaterlandes, deren Führer und Meister ich bin. Schwöre mir bei dem Vaterlande und seiner

Freiheit und bei Deinem Leben, das von nun an dem Kampf für das Vaterland und die Freiheit gehört, daß Du jedem Befehl, der Dir zugehen wird, unbedingt ohne Zögern und ohne Achtung irgend welcher Gefahr Folge leisten wirst."

„Ich schwöre es," sagte Niccolo Costanzi, indem er die Hand auf das Herz legte.

„Und vergiß nicht, daß jede Verletzung Deines Schwurs mit dem Tode bestraft wird, mit dem Tode, der Dich sicher und unabwendbar ereilen würde und zögest Du über die Fernen des Meeres hin, und flüchtetest Du Dich an den Altar von Sankt Peter, der Arm der Rache würde Dich unerbittlich ereilen. Wirst Du aber treu befunden, so ist die Hand Deiner Brüder mächtig genug, Dich aus dem Verließ des tiefsten Kerkers hervorzuziehen und selbst auf dem Schaffot das gezückte Beil des Henkers über Deinem Haupte aufzuhalten."

Niccolo Costanzi erhob sich. Er ergriff die Hand Mister Brooklane's und führte sie, ehe dieser es verhindern konnte, an seine Lippen.

„Ich danke Dir, Meister," sprach er in demüthigem Ton, „Du hast mich befreit und zu neuem Leben erweckt."

„Wer dem Dienst des Vaterlandes sich weiht, wird zur Freiheit neu geboren," sagte Mister Brooklane

sanft. „Das ist die heilige Macht der großen Sache, für welche ich kämpfe, eine erlösende Macht, größer als die Schlüsselgewalt, welche der tyrannische Priester im Vatikan sich anmaßt. Und kraft dieser Gewalt weihe ich Dich zum Diener der Rache und dereinst zum Diener der Herrlichkeit des gerechten und wiedererstandenen Vaterlandes."

„Und was soll ich thun, mein Meister?" fragte Niccolo Costanzi.

„Du bleibst hier in Deiner Stellung," erwiederte Mister Brooklane, „die Befehle zu empfangen, die Dir zugehen unter dem Losungswort: ‚Tod den Priestern und Tyrannen!' — wer Dir dieß Wort sagt, ist ein Bote der großen Gesellschaft der Rache, und den Auftrag, den er Dir bringt, hast Du zu erfüllen, mag er ein Fürst, ein Priester oder ein armer Bettler sein. Du wirst vielleicht," fuhr er fort, „zu großen Dingen ausersehen werden; mein Blick, der sich selten täuscht, erkennt die Fähigkeit in Dir, wichtige Dienste zu leisten. Halte Dich bereit und erwarte, was man Dir entbieten wird. Hier," sagte er dann, indem er aus der vorhin geöffneten Kassette mit vollen Händen eine große seidene Börse mit Goldstücken anfüllte, „nimm dieß. Nicht als Lohn," fügte er hinzu, als Niccolo Costanzi eine zögernde, ablehnende Bewegung machte, „sondern um die

Mittel zum Handeln in Händen zu haben, wenn es noth thut, und solltest Du künftig mehr bedürfen, so wird es Dir auf demselben Wege zugehen, auf welchem Du Deine Aufträge erhalten wirst. Für's Erste," sprach er weiter, „wirst Du Deinen Bericht erstatten, daß Du meine Papiere in voller Ordnung gefunden und nichts Verdächtiges bei mir bemerkt habest."

„Ich bitte Dich, mein Meister," sagte Niccolo Costanzi, „dann auch dieß Hotel und Rom so schnell als möglich zu verlassen. Man könnte Zweifel hegen, man könnte andere Maßregeln treffen."

„Fürchte nichts," sagte Mister Brooklane, „ich werde morgen Rom verlassen haben. Der Zweck meines Aufenthalts hier ist ohnehin verfehlt. Vielleicht ist es gut so, vielleicht will das Schicksal auf größere und würdigere Weise mein Vaterland zur Freiheit führen, — weißt Du," sprach er weiter, „ob noch andere Nachforschungen stattgefunden haben?"

„Man hat einen Kapuziner verfolgt," erwiederte Niccolo Costanzi, „welcher in der Aula verdächtige Beobachtungen anstellte."

„Wenn man ihn gefangen hat," rief Mister Brooklane schnell, „so muß er von heut in acht Tagen frei sein, bei Deinem Leben. Dieß ist der erste Befehl, den ich Dir ertheile. Sorge dafür, daß er pünktlich erfüllt

wird. Ich erwarte von Dir denselben Eifer, als ob die Erfüllung meines Willens von mir allein abhinge, und vergiß nicht, daß jedes Zögern, jede Lässigkeit bemerkt und bestraft wird."

Er füllte eine zweite große Börse mit Gold und reichte sie dem Beamten mit den Worten:

„Schone nichts, weder Geld noch Blut, wenn es sein muß. In acht Tagen muß Derjenige, den man im Gewande eines Kapuziners in der Aula gesehen, frei sein."

Niccolo Costanzi verneigte sich tief.

Mister Brooklane erhob die Hand, berührte leicht mit den Fingern das Haupt Niccolo's und sprach:

„Sei gesegnet mit dem Segen unseres Vaterlandes. Dieser Segen stärke Dich zum heiligen Dienst der Freiheit."

Er reichte mit einer Bewegung voll edler Würde dem Beamten seinen Revolver; dieser steckte denselben in seine Tasche und verließ, sich nochmals tief verneigend, das Zimmer.

Wenige Augenblicke später hörte man das Rollen eines Wagens, welcher sich vom Hotel entfernte.

Mister Brooklane zog sich in das kleine, hinter seinem Schlafzimmer gelegene Kabinet zurück, öffnete eine dort auf dem Tisch liegende Mappe mit einem

kleinen Schlüssel, den er an seiner Uhrkette trug, nahm einige Papiere, auf welchen Zeichnungen und Notizen sich befanden, heraus und warf dieselben in das Feuer des Kamins, aufmerksam zusehend, bis sie vollständig zu Asche verkohlt waren.

„Es war ein großer, ungeheurer Plan," sagte er, auf die weiße, im Kamin emporwirbelnde Asche blickend, „aber er war gefährlich, schwer und unsicher. Mögen sie ruhig tagen, diese Tyrannen des Geistes aus allen Ländern der Erde, mögen sie ruhig die Ketten schmieden, mit denen sie von Neuem die lebendige, zur Freiheit geborene Menschheit zu fesseln gedenken. Ich werde hingehen, um andere Flammen zu entzünden, welche in furchtbarem Ausbruch weithin das Gebäude der Tyrannei in Trümmer sprengen sollen und in deren leuchtendem Glanz das freie Italien seinen siegreichen Fuß auf das Kapitol setzen wird."

Er kehrte in seinen Salon zurück, setzte seinen Hut auf und verließ, ruhig und heiter die Treppe hinabsteigend, das Hotel, wie er es oft zu den Abendspaziergängen durch die Straßen Roms zu thun gewohnt war.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Kaiser Napoleon war nach den Tuilerieen zurückgekehrt, er saß in einem tiefen Lehnstuhl, die Füße auf ein Tabouret gelehnt und die zurückgesunkene Gestalt in einen weiten Schlafrock von wattirtem Sammet gehüllt. Sein Haar war frisirt, sein Bart sorgfältig geordnet. Aber sein Gesicht war bleich und erschöpft, sein Blick matt und große, dunkle Ringe umgaben seine Augen. Seine Hände ruhten schlaff auf dem Schooß und zuweilen zitterten die Spitzen seiner Finger und ein schmerzhaftes Zucken flog durch seinen Körper.

Sein Sekretär Pietri saß in der Nähe und war beschäftigt, dem Kaiser den Inhalt der eingegangenen Briefe vorzutragen.

Aber Napoleon hörte nicht wie sonst dem Vortrag zu. Die Cigarrette, welche er angezündet hatte, lag auf einem ziselirten Teller neben der brennenden Kerze und verglimmte langsam, ohne daß der Kaiser daran

dachte, ihren aromatischen Dampf mit seinen Lippen aufzusaugen.

Pietri bemerkte diese Unaufmerksamkeit seines Herrn. Nachdem er die Vorlesung beendet hatte, blickte er, ein anderes Papier ergreifend, fragend auf, bevor er weiter zu lesen begann.

Napoleon fuhr zusammenzuckend mit der Hand nach seinem Knie und preßte einen Augenblick, wie um einen körperlichen Schmerz zu überwinden, seine Lippen aufeinander. Er sprach dann, tief aufseufzend:

„Lassen Sie, mein lieber Pietri; diese rheumatischen Schmerzen quälen mich so sehr, daß ich nicht im Stande bin, dem Inhalt dessen scharf zu folgen, was Sie mir vorlesen. Alle diese Korrespondenzen haben ja kein augenblickliches Interesse, und ich bin, abgesehen von meinen Schmerzen, vollkommen durch den Gedanken in Anspruch genommen über die so ernstliche und bedenkliche Lage, in welche das Scheitern aller meiner Kombinationen mich versetzt hat. Scheint es doch, als ob jeder Versuch, den ich mache, dem Vordringen dieser preußischen Macht einen Damm entgegenzusetzen, mich nur dahin führt, mich noch mehr zu isoliren und den Einfluß dieses preußischen Ministers, der nur hier in Paris gewesen zu sein scheint, um zu lernen, wie man Frankreich angreifen muß, immer noch mehr zu ver-

stärken. Italien wendet sich immer drohender gegen Rom und macht es mir schwerer und schwerer, den Papst zu schützen, den ich doch nicht aufgeben darf, wenn ich nicht die ganze Macht des Klerus gegen mich in's Feld rufen will, dieser Macht, der ich doch so sehr bedarf, um im Lande der demokratischen Propaganda entgegenzuwirken, und die noch bedeutungsvoller sein wird, wenn durch die Beschlüsse des Konzils die geistliche Gewalt des Papstes ihre Fäden noch fester zusammenziehen wird."

„Ich habe Eurer Majestät," sagte Pietri, indem er seine Papiere zusammenlegte, „keinen Rath zu geben, doch möchte es mir fast scheinen, als ob die Gelegenheit nie günstiger gewesen wäre, die Idee zur Ausführung zu bringen, welche Eure Majestät ja schon seit langer Zeit für eine hochwichtige und heilige erkannt haben, die Idee nämlich der Herstellung einer von Rom unabhängigen gallikanischen Kirche. Die Bischöfe sind, wie sich ja aus allen Berichten ergibt, sehr wenig geneigt, sich dem Unfehlbarkeitsdogma zu unterwerfen, das sie zu willenlosen Dienern der Kurie machen soll, und sie werden in diesem Augenblick geneigter sein als früher, auf die Idee einer französischen Nationalkirche unter einem eigenen Primat einzugehen. Der bayerische Minister Fürst Hohenlohe hat die Mächte aufgefordert, der

römischen Kurie gegenüber gemeinschaftliche Verwahrung einzulegen gegen die Absicht, eine dogmatische Unfehlbarkeit des Papstes zu proklamiren, durch welche die Stellung der Staatsgewalt zur Kirche wesentlich alterirt würde. Wenn Eure Majestät im Sinn der Aufforderung des Fürsten Hohenlohe gegen Rom aufgetreten wären, so würde sich dadurch vielleicht eine Loslösung der französischen Kirche von der päpstlichen Centralgewalt haben anbahnen lassen und es würde Eurer Majestät leichter geworden sein, den Papst sich selbst zu überlassen und Frankreichs Kräfte nach einer andern Richtung hin frei zu machen. Zugleich würde dadurch ein Einverständniß und ein gemeinsames Vorgehen mit Bayern, dem mächtigsten Staate Süddeutschlands, ganz naturgemäß sich ergeben haben, und der regere Verkehr mit diesem durch geschichtliche Traditionen an das kaiserliche Frankreich geknüpften deutschen Königreich würde vielleicht auch zu einer festeren Annäherung auf anderen Gebieten geführt haben. Sie verzeihen, Sire," sagte er, während der Kaiser ihn mit etwas belebteren Blicken ansah, „daß ich mir erlaube, so frei eine von Eurer Majestät Beschlüssen abweichende Ansicht auszusprechen. Aber Eure Majestät haben mir früher erlaubt, meine Gedanken über diese oder jene Frage Ihnen mitzutheilen, und ich glaube, daß in der Richtung, welche ich soeben

anzudeuten die Ehre hatte, in der That das auf verschiedenen Wegen bereits erstrebte Ziel erreicht werden könnte, Frankreich von diesem so peinlichen und lästigen Schutze des Papstes zu befreien und zugleich den Einfluß des französischen Klerus noch inniger und fester mit der Regierung zu verbinden."

„Ich habe wohl daran gedacht," sagte Napoleon, indem er sich etwas vorbeugte und das Kinn in die Hand stützte, „der alte Gedanke aller französischen Regierungen, Frankreich durch eine nationale Kirche von dem lähmenden Einfluß des Papstes zu befreien, hat auch mich zu allen Zeiten lebhaft beschäftigt. Vielleicht möchten in diesem Augenblick die französischen Bischöfe geneigter sein als früher, zur Ausführung eines solchen Gedankens die Hand zu bieten. Aber," fuhr er fort, indem er wieder matt in die Polster seines Stuhls zurücksank, „um ein solches Werk zu beginnen und durchzuführen, dazu gehört die Kraft und Gesundheit der Jugend, dazu müßten wenigstens die nächsten Jahre mein sein. Und," sagte er mit einem traurigen Lächeln, indem sein Blick über seine von den weiten Falten des Schlafrocks umhüllte Gestalt hinabglitt, „ich bin ein alter, ein gebrochener Mann, und ich weiß nicht, ob die nächsten Monate noch mir gehören."

„So dürfen Eure Majestät nicht denken," rief

Pietri mit dem Ausdruck inniger, liebevoller Theilnahme, „ein augenblicklicher Anfall von Schmerz darf nicht entmuthigen, nicht von der Ausführung großer Pläne zurückhalten."

„Ein augenblicklicher Anfall?" sagte Napoleon mit demselben schmerzlichen Lächeln, — „mein lieber Pietri, der Anfall, unter dem ich leide, ist das Alter, und die schmerzlichen Symptome dieser Krankheit steigern sich von Tag zu Tage, bis die matter und matter brennende Flamme erlischt. Anfälle von Krankheit?" sagte er halb schmerzlich, halb scherzend, — „ich habe nur noch Anfälle von Gesundheit und diese lichten Intervalle werden immer seltener.

„Doch," sagte er dann, sich wieder aufrichtend, „es ist nicht die Schwäche und Krankheit allein, welche mich abgehalten haben, auf jene Ideen einzugehen. Ich darf einen so gefährlichen Kampf nicht aufnehmen in dem Augenblick, in welchem meine ganze Wachsamkeit nach dem Rhein hin und zugleich auf die in den Tiefen der Gesellschaft gegen mich arbeitenden Elemente gerichtet sein muß. Und die Verbindung mit Bayern," fuhr er fort, „was würde sie nützen ohne ein festes Zusammenhalten mit Oesterreich? Sowohl die römische als die deutsche Frage kann von den Gesichtspunkten aus, von denen sie bisher betrachtet wurde, nicht berührt

werden, ohne Oesterreichs vollkommen sicher zu sein. Und," sagte er mit einem leichten Achselzucken, „Oesterreich ist für mich aus jeder Kombination ausgeschieden. Das Wort, welches man mir einst in den Mund legte, ist jetzt wirklich eine Wahrheit geworden, Oesterreich ist nur noch ein politischer Leichnam, den dieser Herr von Beust künstlich galvanisirt, dem er aber kein lebendiges Blut einflößen, keine Bewegung zu geben versteht. Seit vier Jahren habe ich es versucht, auf eine gemeinsame Aktion mit Oesterreich meine Politik zu bauen, neuerdings hat mir der General Türr im Einverständniß mit dem König Viktor Emanuel den alten Gedanken der Tripelallianz angeregt. Der Kaiser Franz Joseph hat trotz aller Abneigung, die er eigentlich innerlich gegen Italien und auch gegen mich hegt, den Gedanken erfaßt, aber Herr von Beust kann sich nicht zu einem entschiedenen Wollen und Handeln erheben, — Türr ist noch einmal nach Wien gegangen, um anzudeuten, welch' reicher Ersatz nach andrer Seite hin für das Opfer der italienischen Gebiete Tyrols geboten werden könne, aber — das Alles wird zu keinem Ziel führen, es werden leere Verhandlungen bleiben, und wenn Frankreich seine Stellung wiedergewinnen will, so muß es von allen Kombinationen absehen, in welchen Oesterreich eine Stelle findet. Es ist eine alte Idee des Herrn

von Beust," sagte er nach einem augenblicklichen Nachdenken, „die Verbindung zwischen Rußland und Preußen zu trennen, welche schon im Jahre 1866 so verhängnißvoll wurde und welche seither mit schwerem Druck auf Europa lastet. Die Versuche, welche in dieser Richtung von Wien aus unternommen wurden, sind gänzlich gescheitert, — wie sie scheitern mußten, denn was kann das schwache und gebrochene Oesterreich dem großen Reich des Ostens bieten, das den Undank seines früheren Alliirten nicht vergessen hat und das noch immer durch das Doppelspiel des Herrn von Beust in dem polnischen Galizien von Neuem gereizt wird? Um dem petersburger Hof die Freundschaft des mächtigen und siegreichen Preußens zu ersetzen, — dafür hat Oesterreich nichts zu bieten. Aber," sagte er, „der Gedanke des Herrn von Beust ist darum vielleicht doch ein richtiger, wenn ich ihn annehme und — wenn ich ihn ausführen kann," rief er, indem sein matter Blick höher aufleuchtete, „dann wird die Geschichte über dieß schwankende, stets zwischen Wollen und Fürchten schwebende Oesterreich hinwegschreiten. Ich werde einen neuen Weg versuchen, — den einzigen, der jetzt noch übrig bleibt, und wenn auf diesem Wege nur noch einmal mein Stern leuchtet, so werde ich weder Oesterreichs noch dieser süddeutschen Fürsten bedürfen, welche trotz all' ihres

souveränen Eigensinns Stein auf Stein zusammenfügen, um ein neues Kaiserthum in Deutschland zu erbauen."

„Der General Fleury!" meldete der Kammerdiener.

Pietri stand auf und zog sich durch die den Durchgang zu seinem Bureau maskirende Portière zurück, während der Kaiser den General einzuführen befahl.

Der General, eine kräftige, etwas untersetzte Gestalt, deren Haltung halb militärische Festigkeit des Soldaten, halb Geschmeidigkeit des Hofmannes ausdrückte, trat ein und näherte sich schnell dem Lehnstuhl des Kaisers. Das etwas volle, stark markirte Gesicht dieses langjährigen Vertrauten Napoleons III., mit dem großen, vollen Schnurrbart, dem dichten, gelockten Haar und den kleinen, aber scharf und listig blickenden Augen, zeigte innige und lebhafte Theilnahme, und indem er ehrfurchtsvoll die Hand ergriff, welche der Kaiser ihm entgegenstreckte, sagte er mit seiner vollen und kräftig klingenden, aber zugleich sanft einschmeichelnden Stimme:

„Wie glücklich bin ich, daß Eure Majestät sich wieder vollständig zu erholen beginnen! Meine Abreise wird mit leichterem Herzen stattfinden, wenn ich der

Besorgniß um die Gesundheit meines theuren und geliebten Souveräns überhoben bin."

Der Kaiser dankte mit einem matten Lächeln für die Worte des Generals und sagte dann, indem er, wie seinen Schmerz zurückdrängend, sich gerade emporrichtete:

„Setzen Sie sich zu mir, mein lieber General, ich habe Ernstes mit Ihnen zu sprechen."

General Fleury ließ sich in einen Lehnstuhl zur Seite des Kaisers nieder, seine Züge nahmen den Ausdruck gespannter Aufmerksamkeit an.

„Ich habe Sie zum Botschafter in Petersburg ernannt," fuhr Napoleon fort, „in der Ueberzeugung, daß Niemand so geeignet sein könnte als Sie, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Kaiser und mir zu pflegen und zu erhalten. Ihre Mission aber hat eine ernste Seite, über welche ich Ihnen persönlich, im Vertrauen auf Ihren Eifer und Ihre Diskretion, meine Gedanken mitzutheilen wünsche. Ich überlasse es Ihrer Geschicklichkeit, dem Fürsten Gortschakoff und dem Kaiser Alexander die Angelegenheit in einer Weise mitzutheilen, welche uns die Möglichkeit gäbe, auf Grund derselben, wenn Sie entgegenkommende Aufnahme finden, zu festen Abschlüssen zu gelangen, oder aber uns, ohne uns engagirt und kompromittirt zu haben, zurückziehen zu können."

„Mein Eifer und meine Diskretion sind Eurer Majestät bekannt," erwiederte der General.

„Sie wissen," fuhr der Kaiser fort, „daß die Erfolge Preußens im Jahr 1866 durch die Haltung, welche Rußland zur Zeit der Verhandlungen von Nikolsburg einnahm, sehr wesentlich unterstützt wurden, und daß die Durchführung der preußischen Pläne in Deutschland sehr wesentlich von der Freundschaft Rußlands abhängt, durch welches die Ostgrenzen der preußischen Monarchie freigehalten und zugleich Oesterreich in jeder möglichen Aktion gelähmt wird."

Der General neigte den Kopf.

„Mir ist die große Vorliebe, welche das russische Kabinet für Preußen zur Schau trägt, vollständig bekannt: — ich sage: zur Schau trägt, Sire, denn unter der Oberfläche machen sich andere Strömungen bemerkbar, und der Cäsarewitsch ist in seinen Aeußerungen sehr zurückhaltend. Doch ist, nach den Andeutungen aller eingeweihten Kreise, das junge Rußland sehr wenig mit der Politik der Regierung einverstanden. Ich werde meine Fäden in dieser Beziehung immer weiter verfolgen und hoffe, bald genauer unterrichtet zu werden."

Napoleon schüttelte den Kopf.

„Wenn der Thronfolger," sagte er, „die Politik

der Herrscher mißbilligt und wenn die Mißbilligung in den Kreisen seiner Umgebung sich noch schärfer kundgibt, so ist das eine allgemeine, wenig bedeutende Erscheinung, auf welche man vernünftigerweise keine politischen Berechnungen bauen kann. Außerdem liegt in Rußland die Möglichkeit eines Thronwechsels so fern, daß diese Eventualität für die Beurtheilung der gegenwärtigen Lage Europas gar nicht in Betracht gezogen werden kann. Wir haben nicht mit dem Cäsarewitsch, nicht mit möglichen Männern der Zukunft, sondern mit dem Kaiser Alexander und dem Fürsten Gortschakoff zu rechnen, oder vielmehr, was noch richtiger ist, Frankreich hat mit Rußland zu rechnen, denn die wahren Interessen dieser beiden Länder werden stets für ihre gegenseitigen Beziehungen maßgebend sein, und es kommt nur darauf an, diese wahren Interessen zu erkennen und zu gegenseitiger Unterstützung zu verbinden."

Der General schwieg, ein wenig betroffen durch diese Bemerkung des Kaisers, deren Ton etwas schärfer gewesen war, als er sich sonst auszudrücken beliebte.

„Rußland muß sich," fuhr der Kaiser fort, „nachdem es sich von den Wunden erholt hat, die ich einst gezwungen war ihm zu schlagen, mehr und mehr wieder seiner Aufgabe im Orient zuwenden, von deren Er-

füllung seine Zukunft und die Entwickelung seiner Völker abhängt. Ich habe einst den Kaiser Nikolaus auf diesem Wege aufgehalten, nicht um Rußland zu schaden, sondern um den Vertreter des Legitimitätsprinzips, der sich mir feindlich gegenüberstellte, zur Anerkennung meines Kaiserthums zu zwingen. Jene Rücksicht besteht für mich heute nicht mehr und nichts stellt sich einer Verständigung mit Rußland entgegen. Es gibt überhaupt nur zwei Mächte," fuhr er fort, während der General Fleury mit tiefer Aufmerksamkeit seinen Worten folgte, „welche Rußland in der Verfolgung seiner naturgemäßen Ziele zu unterstützen im Stande sind. Und diese Mächte sind Preußen und Frankreich. Oesterreich muß naturgemäß sich mit Rußland im Orient feindlich begegnen, England kann niemals gestatten, daß Rußland auf dem Schwarzen Meere mächtig wird oder sich gar in den Dardanellen festsetzt. Frankreich allein kann dieß ruhig mit ansehen, ebenso wie Preußen, und beide Mächte können Rußland nützlich werden. Preußen, indem es Rußland den Rücken deckt und es ihm möglich macht, alle seine Kräfte nach dem Orient hin zu konzentriren. Frankreich aber kann mehr thun. Es kann sich aktiv mit Rußland verbünden, um den Orient zu reformiren, und wenn Frankreich und Rußland eine bestimmte

Form beschlossen haben, so sind sie im Stande, auch allen Gegnern zum Trotz dieselbe durchzuführen."

„Ich habe bereits Eure Majestät darauf aufmerksam gemacht," sagte General Fleury, „daß diese Gesichtspunkte in Petersburg vollkommen gewürdigt werden, namentlich was das Verhältniß zu Preußen betrifft. An solche Freundschaft scheint man, wie ich fortwährend Gelegenheit habe zu bemerken, nicht recht zu glauben, — man vergißt zwar in Petersburg —"

„Eine kluge Politik," fiel der Kaiser ein, „muß stets zu vergessen verstehen. Und Ihre Aufgabe, mein lieber General, ist es, nicht nur die Vergangenheit vergessen zu machen, sondern auch dem Gedanken einer künftigen Verständigung auf der Grundlage, die ich Ihnen soeben entwickelt, dort Eingang zu verschaffen. Sie werden sagen," fuhr er fort, „daß, wie ich schon soeben bemerkte, Frankreich mehr für die Erfüllung der naturgemäßen politischen Wünsche Rußlands thun könne als Preußen, und daß es vor allen Dingen weniger verlangt, daß es von Rußland selbst gar nichts verlangt, als seinen Beistand zur Unterdrückung des in drohender und feindseliger Gestalt emporsteigenden deutschen Reiches in der Mitte Europas. Ich glaube, man muß dieß in Rußland begreifen. Und Ihre Sache ist es, dieselben Pläne dort wieder aufleben zu lassen,

welche einst zwischen dem ersten Alexander und meinem großen Oheim verabredet waren, dabei aber zugleich das Vertrauen zu erwecken, daß ich meinerseits nicht in den Fehler verfallen würde, der für den ersten Kaiser so verhängnißvoll war, mich von der Allianz mit Rußland abzuwenden. Sie können hinzufügen," fuhr er fort, „daß auch Nordamerika, welches sich ja Rußland naturgemäß nähert und nähern muß, der alte Alliirte Frankreichs ist, und daß die Trübung, welche in unserem Verhältniß zu den Vereinigten Staaten durch die mexikanische Expedition eingetreten ist, durch die Vermittelung des petersburger Kabinets leicht beseitigt werden könnte."

„Sire," sagte der General, „es gibt eine große Frage, welche zwischen Frankreich und Rußland steht und über welche, wenn es sich um eine Herstellung engerer und besserer Beziehungen zwischen beiden Reichen handelt, nicht stillschweigend hinweggegangen werden kann. Diese Frage, Sire, ist die polnische, und ich möchte Eure Majestät bitten —"

„Polen," sagte der Kaiser achselzuckend, „was heißt Polen? Das alte Polen war für Frankreich eine Etappe, um den Einfluß auf den Orient nicht zu verlieren. Die polnische Revolution ist heute für uns eine mächtige Waffe, welche wir sowohl gegen Rußland als gegen Preußen und Oesterreich kehren können und

die wir nicht aus der Hand geben dürfen, solange wir nicht feste Garantieen haben, auf lange hinaus mit Rußland gleiche Ziele in Europa zu verfolgen. Sobald diese Garantieen geschaffen sind, sobald ich mich mit dem Kaiser Alexander verständigt habe, das Abend- und Morgenland zwischen Frankreich und Rußland zu theilen und Europa unter die Führung der lateinischen und slavischen Rassen zu stellen, habe ich kein Interesse daran, dieses immerhin zweischneidige Schwert, das die polnische Frage für uns bietet, länger in der Hand zu halten. Sie können das sehr bestimmt aussprechen," fügte er hinzu, „und der Kaiser kann vollkommen sicher sein, daß jede direkte oder indirekte Begünstigung der polnischen Nationalitätsbestrebungen in demselben Augenblick aufhören wird, in welchem ein festes Bündniß zwischen Frankreich und Rußland geschlossen ist."

„Eure Majestät befehlen also," sagte der General, „daß ich in dieser Beziehung ganz bestimmte Anträge stellen soll?"

„Ich wünsche dieß," sagte der Kaiser, „und habe Ihnen die Punkte bezeichnet, welche für diese Anträge maßgebend sind. Polen kann kein Hinderniß bilden, — um so weniger als der arme Walewsky todt ist, dieses große, edle und treue Herz, welches ein lebendiges

Band zwischen dem kaiserlichen Frankreich und dem Blut der polnischen Nation bildete."

Er versank einen Augenblick in trübes, schmerzliches Nachsinnen, dann schlug er das Auge groß und voll zu dem General auf, und indem sein Blick sich mit einem eigenthümlichen Feuer beleuchtete, sprach er weiter:

„Dieß sind die Gesichtspunkte, welche ich Ihnen zunächst als maßgebend für Ihre diplomatische Thätigkeit in Petersburg bezeichnen möchte, es sind die Gesichtspunkte, welche eine Politik zu bestimmen haben würde, die ich als Kabinetspolitik bezeichnen möchte. Sollten Sie aber finden," fuhr er lebhafter fort, „daß der Kaiser Alexander und der Fürst Gortschakoff weiteren und größeren Ideen zugänglich sein möchten, daß es möglich wäre, sie aus den engen Grenzen der Kabinetspolitik auf die nationale Politik hinzuführen, dann, mein lieber General, werden Sie neue und größere Gesichtspunkte zu entwickeln haben. Sie werden dann darauf aufmerksam machen, daß es vielleicht im Interesse Rußlands und Frankreichs richtiger wäre, die nationale Entwickelung des Völker- und Staatslebens in Europa zum Abschluß gelangen lassen, und daß es besser wäre, ein konsolidirtes Deutschland bestehen zu lassen, als fortwährend die ringenden Elemente der

deutschen Nation gewaltsam niederzuhalten und so die Welt fortwährend in Unruhe und Aufregung zu erhalten. Vielleicht würde es Rußland gelingen, das berliner Kabinet zu einer Verständigung mit mir zu bestimmen, welche ich so lange schon vergeblich suche, und es zu denjenigen Konzessionen zu bewegen, welche ich verlangen muß, um die Aufrichtung des deutschen Reichs zu gestatten. Dann könnten Frankreich und Rußland als mächtiger Schiedsgerichtshof an die Spitze von Europa treten und die große Aufgabe erfüllen, welche sich einst die heilige Allianz gestellt hatte, — diese Allianz, die wirkungslos blieb und zusammenbrechen mußte, weil sie Frankreich ausgeschlossen hatte und weil sie Oesterreich, diesen künstlichen Staat ohne innere Lebenskraft, in sich aufnahm. Die lateinischen Rassen bis zum Rhein," fuhr er fort, indem sein Auge sich weiter und weiter öffnete, „die germanischen Rassen bis zur Weichsel und bis zu den Alpen hinab, und dann die Slaven in all' den weiten Gebieten des Ostens, — wenn die Welt so getheilt wird und wenn diese drei großen nationalen Reiche, denen sich alle übrigen Staaten in nationaler Affinität anschließen müßten, unter einander einig sind, dann gehört ihnen die Welt, dann ist der Friede für immer gesichert. Dann," fügte er hinzu, indem ein düsteres Feuer aus

seinen Augen blitzte, „wird auch die Rolle Englands in Europa ausgespielt sein, dieses Englands, das überall die Wege Frankreichs gekreuzt hat, das den Kaiser an den Felsen von Sankt Helena fesselte, — dann wird die wahre, die letzte Revanche für Waterloo genommen sein, und dann wird ohne Krieg, ohne Blutvergießen die Zukunft Europas, sowie die Zukunft Frankreichs und meines Hauses gesichert sein, — dann wird das Gebäude seine Krönung erhalten haben, an dessen Aufrichtung ich meines Lebens Arbeit und Kraft gesetzt."

„Sire," sagte der General, „Eure Majestät sehen mich von staunender Bewunderung erfüllt über die so großen, weltumfassenden und doch so einfachen Gedanken, welche Ihre Worte mir eröffnen, und ich bin glücklich und stolz, daß Allerhöchst Ihr Vertrauen mir eine so bedeutungsvolle Rolle in der Ausführung dieses Gedankens überträgt. Doch zugleich," fuhr er fort, „fühle ich mich von banger Furcht bedrückt, ob es mir gelingen kann, die mir gestellte Aufgabe zu erfüllen. Die Schwierigkeiten sind groß, die Geschicklichkeit unserer Gegner tritt uns überall hemmend entgegen und — ich bin ein Neuling in der Diplomatie."

„Gerade das," sagte der Kaiser lächelnd, „ist die Bedingung des Gelingens. Um neue Bahnen zu ver-

folgen, darf man nicht durch die Gewohnheit im alten Geleise festgehalten werden. Die alte Diplomatie steckt zu tief in den hergebrachten Formeln und Anschauungen, um nicht vor Zielen zurückzuschrecken, welche alle früheren Kombinationen über den Haufen werfen. Gehen Sie darum muthig an das Werk, in der Ueberzeugung, daß, wenn dasselbe gelingt, Sie nicht nur mir, sondern der ganzen Welt einen großen Dienst geleistet haben. Ich habe," fuhr er fort, „die Idee, welche ich Ihnen ausgesprochen, mir in ihren Hauptgesichtspunkten notirt. Ich wollte sie Ihnen jedoch zunächst mündlich entwickeln, da der lebendige Gedanke sich besser durch das lebendige Wort mittheilt als durch schriftliche Notizen, die sich, mögen sie so klar sein als sie immer wollen, zu dem gesprochenen Wort verhalten, wie ein Porträt zu dem lebenden und bewegten Menschenantlitz."

Er erhob sich mit einiger Mühe aus dem Lehnstuhl, öffnete eine in seiner Nähe stehende Kassette und reichte dem General einen beschriebenen Bogen in Quartformat.

„Den ersten Theil dessen, was ich Ihnen gesagt habe, mein lieber General," sprach er dann, indem er sich wieder auf seinen Stuhl niedersinken ließ, „werden Sie zum Gegenstand Ihrer Berichte an das auswärtige

Miniſterium machen. Ueber den zweiten, weiteren Geſichtspunkt meiner Inſtruktionen wollen Sie nur mir berichten, dabei aber bitte ich Sie, feſtzuhalten, daß gerade dieſer zweite Geſichtspunkt der wichtigſte iſt, daß Sie meinen Wünſchen am beſten entſprechen werden, wenn Sie das große Werk der Herſtellung des nationalen Gleichgewichts in Europa anzubahnen vermögen."

Er reichte dem General die Hand und ſagte mit freundlichem Lächeln:

„Ich ſehe Sie noch vor Ihrer Abreiſe, doch nehme ich eigentlich jetzt ſchon Abſchied von Ihnen, denn wir werden auf unſer heutiges Geſpräch nicht zurückkommen, — über die wichtigſten Dinge muß man nur einmal ſprechen, — um dann zu handeln."

„Verlaſſen ſich Eure Majeſtät auf mich," ſagte der General, „ich werde —"

Der eintretende Kammerdiener meldete Madame Cornu.

Der Kaiſer erhob ſich, legte, leicht gegen den General den Kopf neigend, ſeinen Finger auf den Mund und ging einer Dame von etwa ſechzig bis einundſechzig Jahren entgegen, welche in einfacher, etwas matronenhafter Toilette, aber mit noch jugendlich elaſtiſchem Schritt in das Kabinet trat und die Hand des Kaiſers

mit inniger und herzlicher Vertraulichkeit drückte, während der General, sich an der Thür noch einmal tief verneigend, das Zimmer verließ.

Madame Cornu, die Milchschwester des Kaisers, deren scharfes, geistvolles Gesicht mit den hellen, glänzenden Augen zugleich freundliche Heiterkeit und wohlwollende Güte ausdrückte, stützte mit zärtlicher Sorgfalt den Arm Napoleon's, der sich etwas unsicher aufrecht erhielt, und führte ihn zu seinem Lehnstuhl zurück, indem sie mit ihrer sanften, aber jedes Wort scharf accentuirenden Stimme sprach:

„Mein Gott, mein theurer Sire, so ist es denn wirklich wahr, daß Sie wieder leidend sind? Sie sehen in der That angegriffen aus, Sie müssen sich schonen, Sie müssen sich mehr Ruhe gönnen."

„Ruhe, meine liebe Freundin?" sagte der Kaiser seufzend, — „auf dem Thron Frankreichs gibt es keine Ruhe. Bald vielleicht," fuhr er düster fort, „werde ich sie für immer finden. Aber weil mir diese letzte Ruhe so nahe ist, muß ich die Zeit, die mir noch bleibt, zur Arbeit benützen, um meines Kindes Zukunft sicherzustellen."

„Sie glauben noch immer nicht," sagte Madame Cornu, indem sie sich neben dem Kaiser niederließ und ihm treuherzig in die Augen sah, „an die Sicherheit der Zukunft, nachdem Ihr Thron nun schon seit zwanzig

Jahren fest, immer fester und fester steht, weit fester, mein theurer Sire, als einst der Thron Ihres Oheims stand, dessen Kaiserthum an der Spitze seines Degens hing, während das Ihrige auf der freien Zustimmung des Volkes ruht, das Sie liebt und Ihnen Glück und Wohlstand verdankt?"

„Was ist die Liebe des Volks," sagte der Kaiser sinnend, — „und hängt nicht auch mein Kaiserthum an der Spitze des Degens? Würde die Liebe des Volks mir bleiben ohne die Furcht, — wenn das Schwert in meiner Hand einst zerbrechen sollte? O, meine Freundin," sagte er, „ich möchte oft, wie jener träumerische Karl V., mich aus der Welt zurückziehen in die tiefe Einsamkeit, denn es scheint mir wahrlich oft nicht werth, so viel Mühe, Sorge und Arbeit daranzusetzen, um eine Welt zu beherrschen, die uns so wenig Dank weiß und uns so schnell vergißt, wenn das Glück sich von uns wendet."

Madame Cornu lächelte, indem ein Zug neckischer Schalkhaftigkeit sich um ihre Lippen legte.

„Ich bedaure, daß ich Eure Majestät in einer solchen Eremitenlaune finde," sagte sie dann, „denn ich war eigentlich in der Absicht hergekommen, mit Ihnen ein wenig von Politik zu sprechen, — von jener kleinen Hauspolitik, welche die Damen zuweilen machen und

welche Sie mir zu machen erlaubt haben, um meinen Freunden nützlich zu sein und zugleich auch Ihnen, der Sie immer an der Spitze aller meiner Freunde stehen, zu dienen."

„Ah, ah!" machte der Kaiser, indem ein Schimmer von Heiterkeit einen Augenblick über seine abgespannten und leidenden Züge flog, — „handelt es sich wieder etwa darum, einem Ihrer lieben Zöglinge, einem Prinzen von Hohenzollern, für welche alle Sie eine so große Zärtlichkeit haben, ein kleines, entlegenes Fürstenthum zu verschaffen, oder wollen Sie gar dem kleinen Fürsten von Rumänien einen großen walachischen Thron errichten?"

„Das kann später kommen," sagte Madame Cornu lachend, „mein lieber Charles von Rumänien scheint noch zu großen Dingen berufen zu sein, wenn jene glimmenden Kohlen im Osten, auf welche die europäischen Mächte gelegentlich ein wenig blasen, um einander zu schrecken, einmal wirklich zu hellen Flammen aufschlagen. Für jetzt aber wollen wir ihn mit seinen Ministern, die so unaussprechliche Namen haben, die armen Walachen konstitutionell dressiren lassen. Ich habe in diesem Augenblick nicht an den Fürsten Karl gedacht, aber ich wollte ein wenig mich über den Prinzen Leopold mit Eurer Majestät unterhalten, für den es doch eigentlich

nicht angenehm ist, als ein kleiner, apanagirter Prinz durch die Welt zu ziehen, während sein jüngerer Bruder auf dem Thron sitzt, der, so unsicher und schwankend er sein mag, doch immer ein Thron ist und ihm Gelegenheit bietet, für seinen Ehrgeiz zu arbeiten."

Der Kaiser wurde ernst, zu dem Ausdruck körperlichen Leidens, den sein Gesicht zeigte, gesellte sich eine trübe Stimmung.

„Und wohin wollen Sie," fragte er, ohne auf den heitern Ton seiner Freundin einzugehen, „den Erbprinzen Leopold placiren? — Ich habe schon einmal daran gedacht," sagte er leise, indem seine Augenbrauen sich finster zusammenzogen, „ihm ein sort zu machen. Aber meine Absicht fand da keine Unterstützung, wo man doch am meisten daran denken sollte, für die Hohenzollern zu sorgen."

„Ich," sagte Madame Cornu, indem sie ein wenig betroffen in das finstere Gesicht des Kaisers blickte, „ich denke eigentlich nicht daran, diesen lieben Leopold zu placiren. Aber man hat mir von einer Idee gesprochen, ihn auf den erledigten Thron von Spanien zu setzen, für welchen man bis jetzt überall Kandidaten gesucht hat und welcher auch zwar nicht angenehm und sicher ist, aber doch eine ruhmvolle und glänzende Stellung bietet und einem ehrgeizigen und charaktervollen

Prinzen Gelegenheit zu einer großen Laufbahn geben kann."

Der Kaiser sah ernst und forschend in das Gesicht der Madame Cornu.

„Und wer hat Ihnen davon gesprochen?" fragte er.

„Eigentlich, mein theurer Sire," erwiederte sie, „habe ich versprochen, das nicht zu sagen, aber vor Ihnen, meinem Freunde und meinem gnädigen Souverän habe ich keine Geheimnisse. Ein Herr aus der Umgebung des Marschalls Prim, Campos, war hier, und durch ihn —"

„Prim," rief der Kaiser, indem er sich erstaunt aufrichtete, „Prim hat diesen Gedanken, während ich glaubte, daß er für die Restauration des Prinzen von Asturien thätig sein würde?!"

„Das kann ich kaum glauben," sagte Madame Cornu, „es sind mir in so bestimmter Weise die Vortheile einer Thronbesteigung des Prinzen Leopold auseinandergesetzt worden, daß ich annehmen muß, man wolle dieser Frage ernsthaft näher treten. Man hat mir gesagt," fuhr sie fort, „daß die vielseitige Bildung des Prinzen ihn befähige, die so verwickelten politischen Verhältnisse in Spanien zu beurtheilen, daß sein militärisch fester Charakter ihm die Energie geben werde, die herrschsüchtigen Parteien unter die Monarchie zu

beugen, daß seine Verwandtschaft mit dem portugiesischen Königshause ihn allen Denjenigen angenehm machen würde, welche ein ungetheiltes iberisches Reich erstreben."

„Das wäre die Beseitigung des englischen Einflusses auf der Halbinsel," fiel der Kaiser ein, indem seine Züge sich ein wenig erheiterten.

„Endlich," sagte Madame Cornu, „hat man betont, daß der Prinz mit Eurer Majestät verwandt sei, und daß dadurch die so wünschenswerthe Einigkeit zwischen Spanien und Frankreich, welche stets das Ziel der französischen Politik war, solange die Bourbons auf dem Thron Frankreichs saßen, nun auch durch die napoleonische Dynastie hergestellt und neu befestigt werden würde."

„Er ist mit mir verwandt," sagte der Kaiser, sinnend vor sich hinblickend, — „aber erinnert er sich dessen? — er ist preußischer Offizier, — er führt den Namen Hohenzollern, — würde nicht seine Thronbesteigung in Spanien dort eine Filiale der preußischen Politik errichten? würde nicht das preußische Haus dahin streben, dieselben Wege zu gehen, welche einst die Habsburger verfolgten, um Frankreich von zwei Seiten anzugreifen? — Es war ein deutscher Fürst auf dem spanischen Thron, welcher Franz I. gefangen hielt, — sie haben

einen weitreichenden Arm, diese Könige aus dem Hause Hohenzollern in Preußen, und die preußische Uniform hat eine Art von magischer Kraft, sie umfaßt alle Diejenigen, die sie jemals getragen, mit einer Art von Freimaurerthum — —"

Er versank in schweigendes Nachsinnen.

„Endlich," fuhr Madame Cornu fort, nachdem sie einen Augenblick auf eine Aeußerung des Kaisers gewartet hatte, „hat man mir noch hervorgehoben, daß vielleicht eine solche Begünstigung des Prinzen von Hohenzollern dazu führen könne, den Konflikt zu lösen, welcher seit 1866 zwischen Frankreich und Preußen besteht."

Der Kaiser schüttelte den Kopf und richtete sich empor.

„Man lehnt ja," rief er mit einem zürnenden Ton der Stimme, „in Berlin jedes Entgegenkommen zur Lösung dieses Konflikts ab. Ich habe schon so oft und bei so vielen Gelegenheiten die Hand geboten, man will dieß nicht begreifen, man bleibt dabei, sich Deutschland unterwerfen zu wollen, ohne Frankreich Kompensationen zu bieten. Erst jetzt noch hat der Graf Gurowsky in diesem Sinne dort sondirt, er hat keine Antwort erhalten, und doch waren seine Ideen vielleicht annehmbar, wenn man nur den guten Willen gehabt hätte.

Freilich," fuhr er dann ruhiger fort, „war dieser Graf kaum der richtige Unterhändler und die Restauration des Prinzen von Asturien würde nicht eine so gute Basis der Verständigung zu bieten im Stande sein, als die Erhebung des Erbprinzen von Hohenzollern."

Er schwieg abermals einen Augenblick.

„Und wie denkt der Prinz Leopold?" fragte er dann plötzlich, den Blick scharf und fest auf Madame Cornu richtend.

„So wie ich den Prinzen kenne," erwiederte diese mit unbefangenem Ton, „glaube ich, daß sein Ehrgeiz ihn reizen würde, die spanische Krone anzunehmen, und vielleicht würde auch seine Gemahlin nicht ungern mit ihm einen Thron besteigen, auf welchem sie von einer heimatlicheren Luft als derjenigen Berlins umweht würde."

„Und was werden Sie auf die Ihnen gemachten Andeutungen antworten?" fragte Napoleon.

„Ich werde antworten," erwiederte Madame Cornu, „sobald ich wissen werde, was mein gnädigster Kaiser über die Sache denkt."

Napoleon stand langsam auf, legte seine Hand auf den Arm der Dame und machte, von derselben unterstützt, einige Schritte durch das Zimmer.

„Der Gedanke ist nicht übel," sagte er, halb für

sich, halb zu Madame Cornu sprechend, „er ist jedenfalls werth, ihn ein wenig zu verfolgen, und kann Gelegenheit geben, nützliche Fäden anzuknüpfen. Und wenn der Prinz Leopold wirklich daran denken sollte, daß er mein Verwandter wäre, bevor er preußischer Prinz und Offizier wurde — — wenn Sie über die Sache sprechen," sagte er dann, indem er sich etwas schwerfällig wieder in seinen Stuhl setzte, „so sagen Sie, daß Ihnen der ganze Plan sehr zweckmäßig und nützlich erschienen, und suchen Sie eine weitere Verfolgung desselben anzuregen, — sprechen Sie aber nicht von mir, nennen Sie mich nicht, — man wird schon annehmen," fügte er lächelnd hinzu, „daß Sie keine Ansicht aussprechen, welche mir ganz fremd wäre. Und vor Allem," fügte er lächelnd hinzu, „suchen Sie sich ganz auf vertraulichem Wege zu vergewissern, wie der Prinz Leopold über die Annahme der spanischen Krone denkt und wie er die Aufgabe erfaßt, welche ihm aus seiner Thronbesteigung erwachsen würde; — am besten wäre es, wenn die ganze Sache abgemacht werden könnte und wenn man im Stande wäre, erst im letzten Augenblick mit derselben an Preußen heranzutreten, um sie zum Gegenstand eines Arrangements zu machen. Diese Hand ist geschickt genug," sagte er lächelnd, indem er leicht die noch jugendlich frische und zarte Hand seiner Freundin berührte,

„um, wie einst Penelope, das Gewebe zusammenzufügen, das man, wenn es sein muß, wieder aufzulösen im Stande ist."

„Ich verstehe, mein theurer Sire," sagte Madame Cornu, „und hoffe, in diesem Punkt die Gemahlin des Odysseus nachahmen zu können, wenn auch," sagte sie seufzend, halb scherzend, halb wehmüthig, „diese welkgewordene Hand kaum noch Hunderte von Freiern sich erwerben würde."

„Ja, ja," sagte der Kaiser, traurig das Haupt neigend, „die Zeit, die Niemanden verschont, hat auch uns mit ihrem verdorrenden Stabe berührt — aber Sie sind glücklicher als ich, bei den Frauen bleibt der Geist jung und das Herz, das Herz vor Allem, während wir, je höher wir stehen auf der Stufenleiter des Lebens, nur um so schneller stumpf und kalt werden."

„Mein theurer Sire!" rief Madame Cornu, indem sie mit inniger Zärtlichkeit die Hand des Kaisers drückte, „die so traurigen und schmerzlichen Worte, die Sie sprechen, beweisen ja doch am besten, daß Ihr Herz noch fühlt, und Frankreich, ja die ganze Welt weiß es, wie klar und scharf Ihr Geist ist, vor dessen Ueberlegenheit sie sich beugt."

„Mein Herz fühlt nur noch," sagte der Kaiser dumpf, „um zu leiden; die freudigen Schläge seiner

Jugend sind zu schmerzhaften Zuckungen geworden, und die Ueberlegenheit meines Geistes," sagte er, traurig den Kopf schüttelnd, „es gibt Viele, die sie nicht anerkennen wollen —"

„Die sie aber empfinden werden," fiel Madame Cornu ein, „sobald sie es wagen sollten, ihre heimlichen Wünsche zur That werden zu lassen und sich gegen Frankreich und seinen Kaiser zu erheben."

Sie stand auf, und indem sie ihren frühern heitern Ton wieder annahm, sagte sie:

„So darf ich denn Eure Majestät verlassen mit der frohen Hoffnung, diesem guten, lieben Leopold eine Krone zu verschaffen, die glänzender sein wird, als der Fürstenhut des armen Karl von Rumänien?"

„Apropos," sagte der Kaiser, „Sie sehen ja zuweilen Alexander Dumas und seine Tochter —"

„Eine vortreffliche Frau, Sire," sagte Madame Cornu, „welche mit allen Talenten das beste und treueste Herz vereint und in der aufopferndsten Weise für ihren Vater sorgt."

„Man hat mir," sagte der Kaiser, „von der Idee gesprochen, diesem armen Dumas, dessen Verhältnisse leider nicht glänzend sind, ein Vermögen oder mindestens eine lebenslängliche Revenue zu schaffen. Die Stadt Paris soll sich an die Spitze dieses Werkes stellen, und

alle seine zahlreichen Freunde und Verehrer sollen angeregt werden, dazu beizutragen."

„Ich habe davon gehört," sagte Madame Cornu, „und es wäre in der That eine Ehrenpflicht für die französische Nation, diesem so wahrhaft nationalen und liebenswürdigen Dichter, der in der Wohlthätigkeit eben so verschwenderisch war wie in seinen geistigen Schöpfungen, den Abend seines Lebens sorgenfrei zu machen."

„Er liebt mich nicht," sagte der Kaiser mit einem sanften, freundlichen Lächeln, „er nennt mich Monsieur Buonaparte, er hat mich nicht anerkannt und er hat mir, um ein Buch aus meiner Privatbibliothek zu haben, einen Brief geschrieben, in welchem er mich nur als Kollegen wegen meines ‚Leben Cäsar's' behandelt — aber ich, ich liebe ihn als Schriftsteller, wie als Mensch. Erkundigen Sie sich ein wenig nach der Sache und theilen Sie mir mit, was ich thun kann, um dieselbe zu fördern und zu unterstützen. Ich werde mich meinerseits daran betheiligen und Alles thun, um ihm zu beweisen, daß ich den Dichterfürsten anerkenne, wenn er auch den Kaiser nicht anerkennen will."

„O, Sire!" rief Madame Cornu, „Sie machen mich glücklich und ich verlasse Sie voll Freude, denn ich nehme die Hoffnung mit, einem jungen Prinzen, den

ich liebe, eine Krone zu schaffen, und einen edlen und großen Geist vor dem Elend und den dringenden Sorgen des Lebens zu schützen. Gott segne Eure Majestät und erhalte Frankreich und Ihren Freunden noch lange das kaiserliche Herz, das trotz der Jahre nicht alt geworden ist, wenn es gilt, zu beglücken und wohlzuthun."

Sie drückte einige Augenblicke die Hand des Kaisers in der ihrigen, während sie ihm innig in die Augen sah, dann verließ sie das Zimmer, während der Kaiser ihr freundlich zunickte.

„Sie ist eine treue Freundin," sagte er dann, indem er ihr nachblickte, — „aber wie viele Freunde bleiben mir noch? — und der mein bester Freund werden sollte, für den ich diese Qual und Arbeit ertrage -- er ist noch ein Kind, unfähig, des Lebens Stürmen zu widerstehen. Werde ich es erleben, ihn als Mann vor mir zu sehen? Werde ich jemals mein vollendet Werk in seine kräftig erstarkten Hände niederlegen können?"

Er saß lange in trübem Sinnen da. Dann erhob er sich, öffnete die Portière, welche zu seinem Geheimsekretär führte, und rief Pietri.

Fast unmittelbar darauf erschien der Gerufene.

„Ich habe noch einige Augenblicke Zeit," sagte der

Kaiser, „haben Sie noch Korrespondenzen, die einer eiligen Erledigung bedürfen?“

„Ich habe da,“ fuhr er fort, bevor Pietri antworten konnte, „den Bericht der Person, die Sie kennen, über die preußischen Streitkräfte und die Organisation der preußischen Armee durchgelesen.“

Er reichte Pietri ein kleines Heft, das auf einem Tisch in der Nähe seines Lehnstuhles lag.

„Die Angaben stimmen fast überall mit denen des Obersten Stoffel überein. Es ist eine furchtbare, gewaltige Macht, die da an unseren Grenzen steht.“

„Der Marschall Niel, Sire,“ erwiederte Pietri, „kennt ganz genau das Gefüge dieser Macht und war unermüdlich thätig, um die französische Armee derselben ebenbürtig und überlegen zu machen. Ich muß Eurer Majestät aufrichtig sagen, daß ich manche Aeußerungen gehört habe, welche Zweifel aufsteigen lassen, ob das Werk des Marschalls ganz in seinem Geist erhalten und fortgeführt werde.“

„Leider, leider,“ sagte Napoleon, „sind sie uns dort in vielen Dingen überlegen — ich weiß das sehr gut, und wüßte ich es nicht, diesem Zustande verhängnißvoller Unsicherheit wäre schon längst ein Ende gemacht. Aber,“ sagte er dann, „es gibt ein Wort, das

mich beruhigt, und ich habe es auf dieſe Darſtellung der preußiſchen Militärkräfte geſchrieben."

Pietri blickte auf das Papier, welches er in ſeiner Hand hielt.

Auf dem Umſchlag des Berichts ſtand eine Zeile von des Kaiſers kleiner und zierlicher Handſchrift.

Pietri las:

„Die Mitrailleuſen werden das Gleichgewicht wieder herſtellen."

„Ich hoffe, nicht das Gleichgewicht," ſagte er, „ſondern das Uebergewicht, welches Frankreich gebührt."

„Ich bin mit dem Gleichgewicht zufrieden," ſagte Napoleon mit mattem Lächeln, „und am meiſten zufrieden, wenn ich es ohne die Mitrailleuſen herſtellen kann. Was haben Sie noch?" fragte er dann.

Pietri öffnete ſeine Mappe und durchmuſterte flüchtig die in derſelben befindlichen Briefe.

„Hier iſt," begann er — doch plötzlich fuhr er, den Blick auf den Kaiſer richtend, mit einem jähen Schrei des Schreckens empor.

Napoleon lag gebrochen und wie leblos in ſeinem Seſſel, die Hände krampfhaft geballt, den Kopf auf die Lehne zurückgeſunken. Seine Augen waren geſchloſſen, ſein Geſicht erdfahl, aus dem geöffneten Munde drangen röchelnde Athemzüge hervor — ohne dieſe Athem-

züge, das einzige Zeichen des Lebens in diesem starren Körper, hätte man glauben können, eine Leiche vor sich zu sehen.

„Mein Gott, Sire," rief Pietri, „welch' ein Zufall! Was ist Eurer Majestät widerfahren?"

Er hob das Haupt des Kaisers empor. Napoleon öffnete einen Augenblick die Augen. Ein starrer, fast gebrochener Blick traf seinen Sekretär, dann senkten sich seine Augenlider wieder herab, ein schmerzliches Zucken lief durch seinen Körper. Kaum hörbar flüsterte er:

„Ich leide, Pietri, o, welche Schmerzen! Es ist aus!"

Starr vor Entsetzen ergriff Pietri die kleine Handglocke des Kaisers und bewegte sie heftig.

In wenigen Augenblicken war der Kammerdiener, die Adjutanten vom Dienst und einige Lakaien im Zimmer.

Der Kaiser, welcher außer seinem schmerzlichen Stöhnen kein Lebenszeichen von sich gab, wurde entkleidet und in sein Schlafzimmer getragen.

Reitende Ordonnanzen flogen davon, um Doktor Nélaton und Doktor Conneau zu suchen.

Als der Kaiser auf seinem Bett lag, öffnete er die Augen. Er schien eine gewaltsame Willensanstrengung

zu machen, um Herr über seine Schmerzen und seine Ohnmacht zu werden.

„Man soll kein Aufsehen machen," sagte er mit fester Stimme, „Niemand soll von diesem Anfall etwas erfahren — Niemand, weder in den Tuilerieen, noch in der Stadt," und abermals versank er in eine starre Lethargie.

Nach einigen Minuten eilte die Kaiserin angstvoll und aufgeregt in das Schlafzimmer ihres Gemahls.

„Mein Gott, Louis!" rief sie, „was ist geschehen? was haben Sie?"

Der Kaiser antwortete nicht. Pietri erzählte der Kaiserin, wie der plötzliche Anfall gekommen sei, und wiederholte ihr den Wunsch des Kaisers, Alles geheim zu halten.

Der Doktor Conneau erschien zuerst. Bald folgte ihm Nélaton.

Die Kaiserin verließ das Schlafzimmer und die Aerzte blieben mit dem gebrochen daliegenden Imperator allein.

Eine halbe Stunde lang wartete die Kaiserin in dem Kabinet ihres Gemahls, bald finster in sich zusammengebeugt in einem Lehnstuhl dasitzend, bald wieder mit heftigen Schritten voll unruhiger Angst und Erregung auf und nieder gehend.

Endlich erschienen die Aerzte.

In athemloser Spannung trat die Kaiserin ihnen entgegen.

„Es ist ein heftiger rheumatischer Anfall," sagte Doktor Conneau, „der sich auf die Nerven und die inneren Theile geworfen hat und der die sorgfältigste Behandlung, die tiefste Ruhe erfordert."

„Und ist Gefahr vorhanden?" fragte die Kaiserin mit starrem Blick. „Wird es vorübergehen?"

„Rheumatische Affektionen," sagte Doktor Nélaton, „sind unberechenbar, Madame. Wenn die Kraft des Organismus ausreicht und keine ungünstigen Zufälle eintreten, so wird der Kaiser in einigen Monaten völlig wiederhergestellt sein. — Der Kaiser hat Eure Majestät zu sehen gewünscht," fügte er hinzu, „aber ich bitte Sie, nicht lange bei ihm zu bleiben, denn die tiefste Ruhe ist unabweislich nothwendig."

Die Kaiserin eilte in das Schlafzimmer ihres Gemahls.

Napoleon lag ruhig, blaß und abgespannt, aber mit klaren Blicken in seinem Bett.

Zu den Füßen desselben stand ein tiefer Lehnstuhl, — die Kaiserin, schnell herantretend, ließ sich in denselben nieder und ergriff die auf der Decke des Bettes liegende Hand ihres Gemahls.

„Mein theurer Louis!“ rief sie, — „was haben Sie? — ich bin —“

„Hören Sie mich an, Eugenie,“ fiel der Kaiser ein, indem sein groß geöffnetes Auge sich mit scharfem, durchdringendem Blick auf seine Gemahlin richtete, — „ich bin in's Leben hinein getroffen, — dieser Anfall war wirklich eine Berührung der Hand des Todes welche sich an mein Herz legte —“

„Großer Gott, Louis!“ rief die Kaiserin, „welcher Gedanke — —“

Napoleon erhob die Hand, um ihre weiteren Worte abzuschneiden, und sprach:

„Ich weiß das genau, — so etwas fühlt man, — die lebendige Natur schauert unter der ersten Annäherung ihrer Zerstörung — die Aerzte sagen mir, ich werde in einiger Zeit — immerhin in keiner kurzen Zeit — von diesem Anfall hergestellt sein, — ich glaube das, es mag möglich sein, — immerhin aber ist es gewiß, daß dieß der Anfang vom Ende war —“

„Ich bitte Sie,“ sagte die Kaiserin, in deren Blicken Angst und Besorgniß zitterten — „regen Sie sich nicht auf —“

„Ich bin ganz ruhig,“ sprach der Kaiser, — „und eben deßhalb will ich an das Ende denken, dessen Möglichkeit mir durch diesen Anfall wieder so recht nahe vor

Augen gestellt ist. — Eugenie," sagte er, „wenn ich sterbe, muß die Regierung in Händen sein, welche das Vertrauen der liberalen Bourgeoisie besitzen, — denn ohne diese wird Niemand eine Revolution machen, — und welche zugleich von Ihnen sich lenken lassen. — Ein Krieg zur Wiederherstellung der festen Grundlage unseres Thrones ist ja in diesem Augenblick unmöglich," — er blickte seufzend auf seine blaß und abgemagert unter der gekräuselten Manchette hervorsehende Hand, welche fast derjenigen einer Leiche glich, — „ich kann in diesem Augenblick nichts thun," sprach er dann weiter, „und bin vollauf beschäftigt, diese gebrochene Maschine wieder in Gang zu bringen, — Sie müssen das Erforderliche vorbereiten, Eugenie, — Ollivier —"

„Sie sind entschlossen, auf Ollivier zu greifen?" rief die Kaiserin mit funkelnden Blicken.

„Ich bin es," sagte der Kaiser, — „ziehen Sie ihn heran, besprechen Sie Alles mit ihm, so daß er sogleich Minister werden kann, sobald ich wieder hergestellt sein werde, — oder Ihr Regentschaftsrath, — wenn ich sterbe."

Die Kaiserin blickte sinnend vor sich hin, — ein stolzes, freudiges Lächeln lag auf ihren Lippen.

„Ich stelle Pietri zu Ihrer Verfügung — er ist

in Alles eingeweiht, ihm können Sie vertrauen," fuhr Napoleon fort, — „vielleicht werden Sie noch besser mit Ollivier fertig als ich, — gehen Sie sogleich an's Werk, — dieser Mann wird nöthigenfalls der Schild für die Unmündigkeit unseres Sohnes sein.

„Und nun, Eugenie," sagte er, mühsam aufathmend, — „überlassen Sie mich dem Kampf gegen den Tod, — ich bedarf der Ruhe, — sie allein kann mir die Kraft geben, — und bitten Sie Gott," fügte er sanft hinzu, „daß ich in diesem Kampfe Sieger bleibe!"

Die Kaiserin stand auf.

Noch einmal drückte sie die Hand ihres Gemahls und flüsterte leise, sich über ihn herabbeugend:

„Sie werden bald wieder kräftig und gesund werden und sollen dann mit mir zufrieden sein."

Der Kaiser winkte ihr freundlich mit den Augen zu, — als sie sich dann abwendete und der Thür zuschritt, schloß er dieselben und blieb in starrer, leichenähnlicher Unbeweglichkeit auf seinen Kissen liegen.

Die Kaiserin schritt durch das Vorzimmer an den sich tief verneigenden Offizieren vom Dienst vorüber nach ihren Gemächern hin.

Als sie in ihr Zimmer getreten war, richtete sie sich stolz empor, — ihre Blicke leuchteten, ihre glühenden Lippen öffneten sich und leicht die Hand erhebend, als

gebiete sie den unsichtbaren Geistern der Zukunft, sprach sie leise:

„Ollivier, — endlich, — Alles fügt sich endlich meinem Willen, — ich werde Regentin sein, — ich werde meinen Krieg haben, — er — er wird mir meinen Krieg machen, den das Schicksal mir fast schon zu entreißen schien!“

Sie blickte eine Zeitlang unbeweglich vor sich hin, — immer stolzer erhob sich ihr Haupt, immer freudiger strahlten ihre Augen.

Dann trat sie zu ihrem Tisch und bewegte mit hellem Ton die Glocke.

„Ich lasse Herrn Pietri bitten,“ sagte sie dem Salonkammerdiener, welcher eifrig davon eilte, um den Geheimsekretär des Kaisers zu Ihrer Majestät zu bescheiden.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Mehr als ein halbes Jahr war vergangen, seit der Graf Franz von Spangendorf alle Hoffnungen und Träume seiner Liebe an der Leiche Lorenza's hatte versinken sehen. Er hatte das unglückliche junge Mädchen mit allen Feierlichkeiten der Kirche bestatten lassen. Auf ihrem Grabe erhob sich ein einfaches Denkmal von weißem Marmor mit der goldenen Anfangschiffre ihres Namens, umrankt von Immergrün und Epheu. Und er war auch der Einzige, welcher der Armen, deren Leben in seiner Blüte geknickt war, die letzte Liebespflicht hatte erfüllen können.

Pietro Barghili und Barbarino waren in strenge Haft genommen und einige Male verhört worden, dann aber waren sie Beide auf unerklärliche Weise eines Tages aus ihren Zellen verschwunden gewesen und trotz aller Nachforschungen der römischen Polizei war es nicht gelungen, eine Spur von ihnen aufzufinden.

Graf Franz selbst war, mit aller Artigkeit zwar, die man dem fremden Kavalier, der im Dienst des heiligen Vaters stand, schuldete, über seine Beziehungen zu Pietro Barghili und Lorenza vernommen worden, und obwohl man sich mit der völlig wahrheitsgemäßen Auskunft, die er darüber gab, zufrieden erklärte, so hatte er doch bemerkt, daß ihn von jener Zeit an eine gewisse Kälte umgab, daß die dem Vatikan näher stehenden Personen sich von ihm zurückzogen und daß er der Gegenstand einer vorsichtigen, aber scharfen Ueberwachung war.

Tief erschüttert durch das Ende aller seiner Liebesträume und Hoffnungen und schwer gekränkt durch das Mißtrauen, welchem er, der so begeisterte Diener der päpstlichen Sache, ausgesetzt war, hatte er seinen Abschied gefordert, um in sein Vaterland und in seine Heimat zurückzukehren und dort Trost für alle Schmerzen zu suchen, welche die letzte Zeit ihm gebracht hatte.

Er hatte seinen Abschied bereitwilligst und in auszeichnender und anerkennender Form erhalten und war dann nach Deutschland abgereist, eben so reich an Schmerzen und Enttäuschungen, als er einst voll Begeisterung und Hoffnung nach Italien gekommen war.

Mit liebevollem Arm hatte ihn die Heimat um-

fangen. All' die Seinigen kannten seinen Kummer, und Jeder suchte auf seine Weise ihn mit dem Leben wieder auszusöhnen und ihm die Hoffnung auf künftiges Glück wiederzugeben.

Graf Xaver und Fräulein Josephine verbargen fast scheu ihre Liebe, um in dem armen Bruder keine schmerzlichen Erinnerungen an seinen Verlust wachzurufen.

Der Graf Spangendorf suchte, ohne jemals der Vergangenheit zu erwähnen, seinen Sohn für die Verwaltung seiner Besitzung zu interessiren und durch regelmäßige Beschäftigung seinen Gram zu zerstreuen. Und die Gräfin, welche, so sehr sie an dem Leid des jungen Mannes Antheil nahm, dennoch über die Katastrophe, die den Roman seines Herzens beendet hatte, eigentlich nicht unzufrieden war, that alles Mögliche, um die geselligen Beziehungen des Hauses mit der Stadt und Umgegend zu pflegen und den Grafen Franz mit den jungen Damen des rheinischen Adels in Berührung zu bringen, in der stillen Hoffnung, daß sein Herz sich einer neuen Liebe erschließen und auf diese Weise Ersatz für seine verlorenen Träume finden würde, die sie eigentlich doch immer als eine Verirrung angesehen hatte.

Gabriele, sonst so scheu und zurückhaltend, war

von Allen am meisten dem unglücklichen Bruder nahe getreten. Es war natürlich, daß Graf Franz in seiner schmerzvollen Gemüthsstimmung, in all' den Zweifeln, welche an seinem Herzen nagten, zu der Schwester, welche von so ähnlichen Gefühlen bewegt war, sich am meisten hingezogen fühlte. Und oft sah man die beiden jungen Leute, in lange, ernste und innige Gespräche vertieft, den Park durchstreifen.

Graf Franz wurde nicht müde, dem so freundlich und ruhig zuhörenden jungen Mädchen immer und immer wieder von seiner Liebe und von den Schmerzen um seinen Verlust zu erzählen, und wenn er so alle Tiefen seines kummervollen Herzens erschlossen hatte, dann sagte er wohl, sanft die Hand seiner Schwester drückend:

„Wie bist Du glücklich, mein Kind, daß Du das Alles nicht kennst und es auch in der glückseligen Stille Deines künftigen Lebens im Dienst der Kirche nicht kennen lernen wirst!"

Dann hatte Gabriele mit flüchtigem Erröthen das Haupt geneigt, ein schmerzlicher Seufzer hatte ihre Brust bewegt, aber ihr Mund war stumm geblieben. Sie hatte nicht den Muth und die Kraft gefunden, dem Bruder zu sagen, daß auch in ihrem Herzen die rothe Rose der Liebe erblüht war und daß sie diese Blüte

gebrochen habe zum Opfer auf dem Altar Gottes, daß aber die Wunde ihres Herzens noch blute und daß aus diesem Blut immer neue Blüten emporsproßten, die sie immer wieder mit neuem Schmerz brechen müßte.

Graf Franz war der Einzige in ihrer Familie, welcher den Entschluß des jungen Mädchens, sich dem Kloster zu widmen, billigte und sie in demselben bestärkte, und mehr und mehr wurde auch in ihm der Entschluß reif, seinerseits der Welt, die ihm so viele Schmerzen bereitet hatte, zu entsagen und in dem priesterlichen Dienst des Himmels die Lösung aller der Zweifel zu suchen, welche an der Sache in ihm aufgestiegen waren, der er früher mit ganzer Seele sich hingegeben hatte. Die Worte, welche einst der Erzbischof von Köln zu ihm gesprochen, als er voll Glück und Freude dem Ziel seiner Wünsche nahe stand, klangen jetzt in der gramvollen Einsamkeit seiner Seele um so mächtiger in ihm wieder. Der Glaube an das Fundament seiner Kirche stand fest und unerschütterlich wie ein Felsen in seinem Innern, aber der Schimmer, welcher, von dem apostolischen Stuhl in Rom ausstrahlend, ihn einst mit Begeisterung erfüllte, hatte seine Macht verloren, und wie er sein Leben hatte einsetzen wollen mit dem Schwert in der Hand, diesen Thron zu vertheidigen, so erfüllte ihn jetzt der Gedanke mit heiliger Freude, in dem

Geisteskampf dafür zu arbeiten, und immer erhabener, immer heiliger den Bau aufführen zu helfen, welcher die Gläubigen in seinem Vaterlande nach ihrer Art und Sitte zum Dienste Gottes in seinen Hallen vereinigen sollte.

Er hatte seinen Gedanken seinem Vater mitgetheilt und bei diesem keinen Widerspruch gefunden.

Der Graf Spangendorf, welcher fortwährend den Entschluß Gabrielens zu bekämpfen suchte, hatte gegen die Absicht seines Sohnes nichts einzuwenden. War es doch seit unvordenklichen Zeiten in den alten Familien des rheinischen Adels vorgekommen, ja in einigen derselben fast zur Sitte geworden, daß die jüngeren Söhne sich dem geistlichen Stande widmeten. Und dieser Stand, welcher das junge Mädchen für immer von der Welt trennte, um sie in unthätige Einsamkeit zu verschließen, öffnete ja dem jungen Manne aus großer Familie ein reiches Feld segensvoller Wirksamkeit, ja ein Feld des hochstrebenden Ehrgeizes.

Und auch von diesem Ehrgeiz waren die Gedanken des jungen Grafen nicht frei. Er träumte davon, einst als Bischof den Platz einzunehmen, den schon mehrere seiner Vorfahren errungen und ruhmvoll behauptet hatten, und dann zu einem begeisterten Führer der Kirche seines Vaterlandes zu werden.

Der Pater Dominikus hatte sich kalt und still zurückgehalten. Mit scharfem Blick hatte er erkannt, daß Graf Franz Gabriele von ihren Anschauungen und Plänen nicht abwendete, und er hatte daher den innigen Verkehr zwischen den beiden Geschwistern immer noch mehr befördert. Er hatte Gabriele bei jeder Gelegenheit auf ihren Bruder hingewiesen, und hatte es auch mehrfach versucht, sich dem Grafen Franz in freundlicher, tröstender und theilnehmender Weise zu nähern.

Der junge Graf aber hatte mit aller ehrerbietigen Rücksicht, welche er dem geistlichen Berather seines elterlichen Hauses schuldete, dennoch jede weitere Annäherung abgelehnt — kein sympathischer Zug führte ihn zu dem Pater hin, dessen Wesen, dessen Sprache und Blick ihn an Rom erinnerte, und ihm hier in der Heimat, auf dem vaterländischen Boden, unter dem Schatten der alten Eichen Deutschlands, fremdartig entgegentrat und die Bilder seiner so traurig beendeten Vergangenheit wieder in ihm wach riefen.

Auch Gabriele hielt sich mit einer gewissen Scheu von dem Pater fern, und selten nur fand er Gelegenheit, mit ihr über den Zustand ihres Herzens zu sprechen. Des Lieutenants von Rothenstein erwähnte sie nie, und wenn der Pater vorsichtig diesen Gegen-

ſtand berührte, ſo brach ſie ſchnell ab mit den Worten: „Die Vergangenheit iſt todt für mich, meine Zukunft gehört Gott.“

Der Pater ging dann auch ſeinerſeits ſogleich von der Sache ab — der junge Mann war fort, — Alles war aus zwiſchen ihm und Gabriele, und er fand dieſe, obgleich ſie ſich viel in Geſellſchaften bewegte und ſchweigend und gehorſam alle Pflichten der Welt erfüllte, dennoch ſtets in ruhiger und unabänderlicher Entſchloſſenheit bei ihrem Vorſatze beharrend — er wartete alſo ruhig das Jahr ab, welches der Erzbiſchof für die Selbſtprüfung des jungen Mädchens beſtimmt hatte, und täglich wurde er ſicherer und gewiſſer, daß dieſe junge Seele nicht wieder in den Kreis der Welt werde zurückgezogen werden.

Graf Xaver und Fräulein Joſephine hatten im Anfang des Maimonats ihre Hochzeit gefeiert. Der Graf hatte mit ſeiner jungen Frau eine kurze Hochzeitsreiſe gemacht, und dann hatte das junge Paar ſich in Düſſeldorf niedergelaſſen, während demſelben zugleich in einem Seitenflügel des Schloſſes von Renſenheim eine Wohnung eingerichtet war.

So war der Juli des Jahres 1870 herangekommen. An die Stelle des regen, geſelligen Lebens, welches den Winter und Frühling hindurch in Ren-

senheim geherrscht hatte, war eine ruhige Stille getreten.

In der schwülen Sommerhitze blieben die Bewohner der umliegenden Güter in ihren Häusern und schattigen Gärten, auch die Bekannten aus der Stadt scheuten den heißen und staubigen Weg oder waren in die Bäder gegangen, und die Familie des Grafen Spangendorf lebte still und fast ganz einsam.

Näher und näher rückte der Zeitpunkt, an welchem das vom Erzbischof vorgeschriebene Prüfungsjahr beendet sein würde, und Gabriele war mit ruhiger Festigkeit bei ihrem Entschluß geblieben, — trotz der ernsten und dringenden Bitten ihres Vaters, trotz der etwas kühleren Vorstellungen ihrer Mutter, welche sie mit demüthiger Ehrerbietung anhörte, blieb sie dabei, daß das geistige Leben ihr Beruf sei und daß sie der Stimme Gottes, welche in ihrem Herzen spräche, ungehorsam sein würde, wenn sie sich jenem Beruf entzöge.

Auch die junge Gräfin Josephine, welche während der Sommermonate beständig in Rensenheim wohnte, während Graf Xaver, so oft es der Dienst irgend erlaubte, am Abend herauskam, hatte vergebens versucht, den Entschluß ihrer Freundin zu erschüttern. All' ihre Bitten, all' ihre heiteren Scherze, durch welche sie die

Luſt am Leben und an der Welt in ihrer Freundin wieder anzufachen ſuchte, waren vergeblich geblieben, und mit ſtets ſich gleich bleibender, ruhiger Freundlichkeit hatte Gabriele ſie gebeten, den Gegenſtand nicht weiter zu berühren, da ihr Wille unabänderlich ſei.

An einem ſchwülen Nachmittage ſaß die Familie unter jenem alten Lindenbaum, welcher ſeine breite Krone inmitten des freien Platzes vor der Gartenſeite des Schloſſes ausbreitete; die Damen mit leichten weiblichen Arbeiten beſchäftigt, der Graf Spangendorf bequem zurücklehnend in dem großen Lehnſtuhl von Rohrgeflecht und von Zeit zu Zeit ein großes Kelchglas von der duftigen Erdbeerbowle leerend, welche in einem mit Eis gefüllten Unterſatz auf dem Tiſch ſtand.

Graf Franz ſaß neben ſeinem Vater, beſchäftigt, die neu angekommene Kölniſche Zeitung zu leſen.

Die drückende Julihitze lag ſchwer und ſchwül auch auf dieſer kühlen und ſchattigen Stelle. Aber es war nicht der Druck der Hitze allein, welcher die Unterhaltung, ſo oft ſie aufgenommen wurde, wieder ſtocken ließ und auf alle dieſe Geſichter einen Hauch trüber Niedergeſchlagenheit ſenkte.

Der Graf blickte von Zeit zu Zeit ernſt nach dem bleichen Geſicht ſeiner Tochter hinüber, die er anſah

wie eine Sterbende, für welche die Tage, die sie noch im Kreise der Ihrigen zu leben hatte, gezählt waren. Und ähnliche Gefühle bewegten auch die Herzen der beiden anderen Damen, welche Gabriele unausgesetzt mit der zartesten Aufmerksamkeit umgaben, wie man es bei einem Kranken thut, dessen Auflösung man herannahen sieht, und dem man die letzten Augenblicke seines Lebens noch mit allem Reiz liebevoller Theilnahme verschönern möchte.

„Das Konzil naht sich seinem Ende!“ rief Graf Franz, indem er lebhaft das Blatt, in welchem er gelesen, auf den Tisch warf. „Die Majorität für das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit ist gesichert, und alle Vorstellungen der deutschen Bischöfe sowie der französischen scheinen vergeblich zu sein. Das Dogma soll in nächster Zeit proklamirt werden.“

Graf Spangendorf schüttelte ernst den Kopf.

„Das ist ein verhängnißvoller, beklagenswerther Schritt,“ sagte er, „die Welt ist in diesem Augenblick in anderer Richtung beschäftigt, alle Blicke sind nach Paris und nach Ems gerichtet, wo in diesem Augenblick an seidenem Faden das zweischneidige Schwert des Krieges über die Welt herabhängt, und kaum hat Jemand Zeit, sich mit diesem neuen Dogma zu beschäftigen, das man von Rom aus in die Welt zu

setzen sich anschickt. Die Kriegsgefahr wird vorübergehen, wie ich glaube," fuhr er fort, „es ist ja unmöglich, daß zwei große Nationen sich um eine an sich so wenig bedeutungsvolle Frage in blutigen Kämpfen zerfleischen sollten. Aber die Folgen jenes römischen Dogmas, welches jetzt fast unbeachtet und unbemerkt geschaffen wird, werden noch lange, lange hin das Leben der Völker erschüttern. Es ist traurig, sehr traurig, daß der heilige Vater von Personen berathen ist, welche in starrer, abgeschlossener Einseitigkeit unsere Zeit nicht verstehen. Er hat die Vorstellungen der Bischöfe, welche innerhalb der Völker und ihres geistigen Lebens stehen, nicht beachtet und unternimmt es, heute, im neunzehnten Jahrhundert, Etwas auszuführen, was selbst Gregor VII. nicht zu beginnen wagte und was durch das ganze Mittelalter hin den Widerspruch der Bischöfe und der katholischen Welt hervorgerufen haben würde."

„Vielleicht," sagte Graf Franz, „ist es gut, daß es so gekommen ist. Wenn die deutschen Bischöfe, namentlich gestützt auf die Hingebung und Verehrung ihrer Diözesen, von Neuem dem heiligen Vater die Unmöglichkeit der Durchführung des neuen Dogmas darlegen werden, wenn sie die Proklamirung desselben ablehnen, so wird vielleicht gerade dieß dazu beitragen, die Herr-

schaft, welche die italienische Kurie über die ganze Kirche an sich reißen möchte, zu brechen und endlich den heiligen Vater wieder in unmittelbare Beziehung zu den Bischöfen zu setzen. Es treten," rief er lebhaft, „in dieser Zeit neue und große Aufgaben an das deutsche Priesterthum heran, und heiliger und höher scheint mir heute dieser Beruf zu sein als je."

Graf Spangendorf sah seinen Sohn ernst und traurig an.

„Ich glaube nicht an eine solche Wendung," sagte er. „Wenigstens wird sie vielleicht erst eintreten können, nachdem große und schwere, das Leben der Kirche in seinem innersten Wesen erschütternde Kämpfe durchgefochten sind. Die Fäden, mit welchen Rom die ganze Welt durchzogen hat, sind zu zahlreich und zu fest, als daß selbst die Bischöfe im Stande wären, sie so schnell zu zerschneiden. Der heilige Vater ist zu sehr umgeben von denjenigen Elementen, welche keine freie und selbstständige Entwickelung der Kirche wollen, und alle Diejenigen, welche der Kirche selbst feindlich sind, werden die Gelegenheit benutzen, um die Fundamente des kirchlichen Lebens überhaupt anzugreifen. Ja," fuhr er fort, „wenn wir einen obersten Bischof in Deutschland hätten, der die katholische Welt um sich sammelte und an deren Spitze im Namen des ganzen Deutschlands ein mäch-

tiges Wort sprechen könnte — wenn wir ein deutsches Reich, einen deutschen Kaiser hätten, der einem solchen Bischof zur Seite stände — dann —"

Rasche, sporenklirrende Schritte erschallten vom Altan des Hauses her. Schnell eilte Graf Xaver die Stufen hinab und näherte sich mit lebhaft bewegtem Gesicht der Gruppe unter dem Lindenbaum.

Gräfin Josephine sprang mit einem leichten Aufschrei der Freude empor und eilte ihrem Gemahl entgegen, der sie flüchtig und weniger zärtlich als sonst in seine Arme schloß und lebhaft zu seinem Vater herantrat.

„Der Krieg ist beschlossen!" rief er, ohne die Seinigen zu begrüßen. „Der König ist von Ems abgereist und hat den französischen Botschafter nicht mehr empfangen. Alles ist zur Mobilmachung bereit. Die Ordre kann jeden Augenblick ankommen. Dießmal ist es wirklich Ernst," sagte er, mit freudigem Klang in der Stimme, „dießmal wird der Uebermuth der Franzosen, der uns so lange bedroht und beunruhigt hat, endlich einmal gründlich bestraft werden!"

Sein vor Freude und Stolz leuchtender Blick traf seine junge Frau, welche zitternd dastand und sich mit der Hand auf einen Sessel stützte, während ihr sonst so heiteres, fröhliches Gesicht schmerzlich und angstvoll

sich verzog und ihre weit geöffneten Augen sich mit Thränen füllten.

Rasch trat der junge Mann zu ihr hin, schloß sie in seine Arme und legte ihren Kopf an seine Brust.

„Verzeihe," sagte er mit sanfter Stimme, „daß mich die Nachricht freudig bewegt. Ich bin nun einmal Soldat und der Krieg ist ja mein Beruf. Und dann regt sich auch deutsches Blut in mir und wallt auf, um die Anmaßung Frankreichs zurückzuweisen. Sei ganz ruhig — man sagt ja, der Tod werfe einen Schatten vor sich her, dessen kühle Berührung man lange vorher empfindet — ich fühle nichts davon. Eine innere Stimme sagt mir, daß ich gesund und fröhlich zu Dir wiederkehren werde."

Die Gräfin Josephine hob ihren Kopf empor und trat einen Schritt von ihrem Gemahl zurück. Der Ausdruck unruhiger Angst war von ihrem Gesicht verschwunden. Mit blitzenden Augen schaute sie auf den muthigen und siegesfreudigen Offizier hin und rief:

„Ich bin nicht schwach! Da ich eine Soldatenfrau geworden bin, muß ich mich auch in das Loos des Krieges finden. Du wirst mich Deiner würdig finden, und kein Seufzer, keine Klage soll Dir den Abschied schwer machen, wenn Du zu ruhmvollem Kampf ausziehst."

Graf Xaver ergriff die Hände seiner Frau, drückte sie innig an seine Lippen und blickte sie mit so begeisterter, schwärmerischer Liebe an, wie sie kaum noch je aus seinen Augen ihr entgegengeflammt hatte.

„Bist Du Deiner Nachrichten ganz gewiß?" fragte Graf Spangendorf, der sinnend und tiefernst vor sich niedergeblickt hatte.

Graf Xaver zog ein Extrablatt aus seiner Uniform und reichte es seinem Vater.

„Es ist kein Zweifel mehr," sagte er, „die heute Abend erscheinende Kölnische Zeitung wird wohl schon Näheres und wahrscheinlich den Befehl der Mobilmachung bringen."

„So naht denn die große Stunde der Entscheidung," sagte der Graf ernst und feierlich, „und entweder wird unser armes deutsches Vaterland von Neuem in Schmach und Ohnmacht versinken, oder es wird sich leuchtend erheben zu nie geahnter Größe und Herrlichkeit. Und dann," fügte er hinzu, den Blick sinnend in die Ferne richtend, „dann, wenn das Schwert Deutschland seinen Platz erkämpft haben wird unter den Mächten Europas, dann vielleicht wird auch einst auf dem Boden des einigen und freien Vaterlandes sich das Kreuz seiner Kirche erheben können."

Gabriele, welche bis jetzt ernst und schweigend da-

gesessen hatte, erhob sich mit einer Bewegung voll selbstständiger, würdevoller Entschlossenheit, welche kaum an die sonstige, fast ängstliche Schüchternheit des jungen Mädchens erinnerte, und sprach, indem ein Strahl lichter Begeisterung in ihren Augen glänzte:

„Ihr habt mich Alle in eurer Liebe und in eurer treuen Sorge um mein Glück zurückhalten wollen von dem heiligen Beruf, zu dem meine Seele sich hinwendet, ihr habt mir gesagt, daß ich in der Einsamkeit des Klosters, in beschaulicher Unthätigkeit die Pflichten versäumen möchte, welche ich der Welt und meiner Familie schuldig bin — nun," rief sie, „in diesem Augenblick hat sich mein Blick erleuchtet, um zu erkennen, was ich thun muß, um dem heiligen Drang zu folgen, der mich erfüllt, und auch allen Pflichten gerecht zu werden, welche die Welt an mich stellen kann! Ich werde den barmherzigen Schwestern in den Krieg folgen, dieß soll mein Noviziat sein. In der Erfüllung thätiger Liebespflichten will ich mich vorbereiten für den spätern stillen Dienst des Himmels, — dagegen, mein Vater, kannst Du nichts einwenden, dazu mußt Du mir aus vollem, freiem Herzen Deinen Segen geben!"

„Aber, mein Kind," rief die Gräfin Spangendorf erschrocken, „bedenke Deine zarte Gesundheit, Du bist

an keine Strapazen gewöhnt, bedenke die Mühe, die Gefahren!"

„Wenn mein Bruder hinauszieht," rief Gabriele, „wenn er seine Familie verläßt und dem Tode trotzt, um für die Ehre des Vaterlandes zu kämpfen, sollte ich dann Mühen und Anstrengungen scheuen, um die Leiden der Krieger meines Vaterlandes, der Kameraden meines Bruders zu erleichtern? Habe ich Recht, mein Vater?" fragte sie, vor den Grafen hintretend, „ist mein Entschluß gut und würdig, Deiner Tochter würdig, einer Gräfin Spangendorf?"

Der Graf sah das junge Mädchen, das hoch aufgerichtet vor ihm stand, einen Augenblick schweigend an. Sein Auge wurde feucht, aber stolz und freudig ruhte sein Blick auf seiner Tochter.

„Ich halte Dich nicht, mein Kind," sagte er, ihr die Hand reichend, „und wenn es wirklich zum Kriege kommt, woran ich kaum noch zweifle, so mag Dein schöner Beruf, Leiden zu lindern, Dir wieder Lust und Muth geben, auch später in der Welt zu bleiben und Glück und Freude zu verbreiten."

Graf Franz hatte stumm vor sich niedergeblickt, als Gabriele sich dankend für die Worte ihres Vaters auf dessen Hand niederbeugte, dann sagte er:

„Wenn sogar meine Schwester, dieß zarte Kind,

ihren Theil an dem großen Kampf des Vaterlandes in Anspruch nimmt, so kann ich wahrlich nicht in unthätiger Ruhe daheim bleiben, und wäre mein Vorsatz bereits ausgeführt, hätte ich die Weihe empfangen, so würde es mir eine hohe Freude sein, hinauszuziehen, um als Priester die Kämpfenden zu ermuthigen, die Sterbenden zu trösten. Aber," rief er heftig und den Kopf schüttelnd wie ein edles Roß, das den Zügel zurückwirft, „unthätig bleiben kann ich nicht, wenn mein Vaterland in die Schranken tritt, — man wird Männer genug brauchen, sei es in den Reihen der Kämpfenden, sei es beim Schutz und bei der Pflege der Verwundeten und Kranken, ein Platz wird sich finden für mich, an dem ich meinem Vaterlande dienen kann!"

Traurig blickte Josephine zu Boden.

„Alles zieht hinaus im heiligen Dienst des Vaterlandes," sagte sie, „und ich allein soll in banger Sorge und Unruhe zu Hause bleiben?"

„Dein Platz ist im Hause," sagte Graf Xaver, indem er den Arm um die Schulter seiner Gemahlin legte und sie sanft an sich zog.

„Du wirst das Haus hüten und Alles vorbereiten," fügte er heiter hinzu, „für die Rückkehr, für die sieg-

reiche Rückkehr Deines Mannes, die ja nicht zu lange wird auf sich warten lassen."

Einen Augenblick zuckte Josephine schmerzlich zusammen. Ihr Blick verdunkelte sich unter einem Thränenschleier, aber bald hatte sie diese Anwandlung von Schwäche überwunden, und ein heiteres Lächeln erschien wieder auf ihren Zügen, frohe Zuversicht strahlte wieder aus ihren Augen. —

Nun begann eine rege Zeit im Schlosse zu Rensenheim. Der nächste Tag schon brachte den Mobilmachungsbefehl für das elfte Husarenregiment, und die Zeit bis zum Ausrücken desselben wurde mit Vorbereitungen für die Feldausrüstung des Grafen Xaver zugebracht, wobei seine junge Frau die innere Bangigkeit ihres Herzens durch die Thätigkeit zu übertäuben suchte, um ihren Gemahl für alle Wechselfälle des Feldzuges mit den nothwendigen Gegenständen auszustatten, eine Thätigkeit, die oft vergeblich war, da von all' den vielen Gegenständen, die sie als unerläßlich hielt und herbeibrachte, nur ein kleiner Theil wirklich Aufnahme in dem so wenig umfangreichen Feldkoffer finden konnte.

Gabriele hatte mit Leichtigkeit bereitwillige Aufnahme bei den barmherzigen Schwestern gefunden, welche in Düsseldorf sich organisirten, um sich im Gefolge der Armee dem so segensvollen Liebeswerk der Pflege der

Verwundeten zu widmen, und auch ihre Ausstattung, welche in Allem so sehr von der bisherigen Toilette des jungen Mädchens abwich, nahm Zeit und Arbeit in Anspruch.

Die Gräfin Spangenborf seufzte oft traurig auf, wenn sie diese Kleider von grobem Wollenstoff ansah, welche die zarte Gestalt Gabrielens einhüllen sollten, und wenn sie an alle die Mühen und Gefahren dachte, welche ihre Tochter erwarteten. Aber als eine Dame von streng kirchlicher Gesinnung wagte sie es nicht, dem frommen Entschluß ihrer Tochter entgegenzutreten, und nur mit leisen und gelegentlichen Andeutungen machte sie dieselbe auf die Größe der Aufgabe, die sie sich gestellt, aufmerksam, und sprach einen Zweifel darüber aus, ob auch ihre Kraft dazu ausreichen würde.

Aber Gabriele hatte alle solche Zweifel jedesmal auf das Bestimmteste und mit dem gläubigsten Vertrauen auf die Allmacht Gottes, welche auch in dem Schwachen mächtig sei, zurückgewiesen, so daß die Gräfin nichts mehr sagte und Alles, wie sie stets in stiller Seelenruhe zu thun gewohnt war, der Vorsehung anheimstellte.

Graf Franz hatte sich dem nächsten Komite des Johanniterordens angeschlossen und seine Dienste für

dessen frommes und mühsames Werk angeboten und rüstete sich ebenfalls zum Auszug.

Abermals nach wenigen Tagen hatten die beiden Söhne das Schloß von Rensenheim verlassen. Und der Augenblick war nahe, in welchem Gabriele, das zarte und schwache Kind, ebenfalls hinausziehen sollte in die Wechselfälle und Gefahren eines blutigen Krieges.

Der Pater Dominikus war still einhergegangen, schweigsamer noch als sonst, schien er tief in ernste Gedanken versunken, wie sie die so ernste Zeit wohl rechtfertigen konnte. Als er den Entschluß Gabrielens erfuhr, den deutschen Heeren als barmherzige Schwester zu folgen, war er einen Augenblick wie in plötzlichem Schreck zusammengefahren. Dann aber faltete er die Hände, senkte den Kopf auf die Brust und sprach mit ruhigen, sanften Worten die volle Billigung dieses Entschlusses aus. Er war dann zweimal auf kurze Zeit abwesend gewesen, worauf man in diesen bewegten Stunden kaum geachtet hatte, und dann trat er eines Tages vor den Grafen Spangendorf hin mit der Erklärung, daß er entschlossen sei, in dieser Zeit, in welcher Jeder nach seinen Kräften sich dem Dienst des Vaterlandes widme, nicht in unthätiger Ruhe zu Hause zu bleiben, daß er sich von seinen Oberen die Erlaubniß geholt habe, die Armee als Priester zu begleiten,

und daß er den Auftrag erhalten habe, die barmherzigen Schwestern, denen Gabriele sich angeschlossen, zu führen.

Diese Erklärung erregte große Freude bei dem Grafen und der Gräfin Spangendorf, welche in der Begleitung des ihrer Familie so lange nahestehenden Hausgeistlichen einen kräftigen Schutz für ihre Tochter erblickten.

Mit Gabriele selbst hatte der Pater nur wenige Worte gewechselt.

Das junge Mädchen war still und in sich gekehrt, dabei von einer so willenskräftigen Selbstständigkeit wie nie zuvor. Sie suchte den geistlichen Zuspruch nicht, und der Pater Dominikus fand keine Gelegenheit, sich ihr zu nähern.

Am Morgen des Tages der Abreise war Gabriele schon früh aufgestanden — auch ihr Bruder Franz hatte das Elternhaus verlassen und war zum Hauptquartier nach Mainz abgegangen.

Die meisten der männlichen Domestiken waren einberufen worden, nur einige alte Diener waren im Schloß zurückgeblieben und tiefe, friedliche Stille ruhte über dem weiten Gebäude und dem schattigen Park, während die Welt draußen sich anschickte, mit dem Blut von Hunderttausenden den Boden zu düngen.

Die Morgensonne hatte die Kelche der Blumen auf dem Parterre vor dem Hause geöffnet; noch hingen einzelne Thautropfen an den kleinen Blütenblättern, und im bunten, heitern Leben umschwärmten die Schmetterlinge und Käfer die duftenden Beete, während die Stimmen der Vögel die tiefen Schatten des Parks erfüllten.

Gabriele, in das ernste Gewand der barmherzigen Schwestern gekleidet, trat allein auf die Rampe des Schlosses hinaus. Ihr Auge öffnete sich weit vor dem freundlichen, lebensvollen Bilde, das sich vor ihr ausbreitete und das sie von ihrer Kindheit an so oft vor sich gesehen hatte, dessen lieblichen, heimisch wohlthuenden Eindruck sie aber nie in dem Maße empfunden hatte wie heute, wo sie sich anschickte, diese so reizvolle, friedliche Stille zu verlassen, um in eine Welt voll Entbehrung, Mühe und Arbeit hinauszugehen, ungewiß, ob sie die liebe Heimat ihrer Kindheit je wieder sehen würde, ob nicht auch diese blühende und duftende Stätte friedlichen Glücks berührt werden würde von dem Fuß des zerstörend und verwüstend dahinschreitenden Krieges.

Einen Augenblick stand sie in gedankenvoller Betrachtung da, dann stieg sie die Stufen hinab und schritt langsam über den Platz hin, nach den schattigen Gängen des Parkes, als wolle sie von jeder Blume, von jedem

Baume noch einmal Abschied nehmen, bevor sie das Haus verließ.

Den Blick zur Erde gesenkt, schritt sie weiter und weiter in den Alleen durch den Park hin, so leise, so zart über den Boden dahin schwebend, daß kaum die Vögel auf den nächsten Zweigen sich in ihrem fröhlichen Morgengesang stören ließen, wenn sie an ihnen vorbeiging. War es Zufall oder hatte sie absichtlich, trotz ihrer zu Boden gesenkten Blicke, den Weg gewählt, welcher nach dem runden Platz führte, auf dem noch immer mit seinem weißen Schild der kleine Amor stand, und auf welchem wieder die Rosen erblüht waren, in duftiger Fülle den marmornen Liebesgott umringend? Sie stand hoch aufathmend still vor dem Steinbilde, mit einem tiefen Seufzer schlug sie die Augen empor und ließ die Blicke über diesen Blütenflor hingleiten. Ihr bleiches Gesicht färbte sich mit der zarten Farbe der rothen Rose der Liebe, wie in fern hinziehende Gedanken versunken stand sie da, mit zitternden Lippen flüsterte sie kaum hörbar vor sich hin:

„Ritter, treue Schwesterliebe
Widmet Euch dieß Herz.
Fordert keine andre Liebe,
Denn es macht mir Schmerz —

keine andere Liebe!“ rief sie schmerzvoll, indem sie ihr

Auge strahlend zum Himmel aufschlug. „O, du weißt es, heilige Mutter Gottes, wie ich gekämpft und gerungen habe, um mich deines reinen Dienstes werth zu machen. Warum will sie nicht weichen, diese andere Liebe, aus meinem Herzen — diese andere Liebe, die ich so oft schon glaubte überwunden zu haben, und die immer wieder von Neuem aus den innersten Wurzeln meines Herzens emportreibt?“

Sie versank in tiefes Schweigen, ihre zum Himmel aufgeschlagenen Augen senkten sich und blickten düster auf den Boden.

„Und er ist hingegangen,“ sagte sie, „ohne noch einmal Abschied zu nehmen, ohne noch einmal zu fragen. Kann in seinem Herzen ein wirklich tiefes und wahres Gefühl je gelebt haben? — wenn er noch einmal gekommen wäre, wenn er noch einmal gefragt hätte — o, mein Gott!“ rief sie, auf die Kniee sinkend und die Hände vor der Brust haltend, „stehe mir bei, du heilige Jungfrau, und beschütze mich, beschütze mich vor meinem eigenen Herzen — mit seinen Wünschen und seiner Sehnsucht!“

Lange lag sie auf ihren Knieen, schwere Athemzüge drangen aus ihrer Brust, einzelne Worte entrangen sich leise ihren Lippen. Der leichte Hauch des Morgenwindes strich über die duftenden Blüten dahin und

neigte ihre Häupter zu dem jungen Mädchen herab, das in seiner dunklen Ordenstracht zu den Füßen des Liebesgottes kniete in inbrünstigem Gebet um Befreiung von dem Gefühl, welches die Herzen der Menschen durch alle Jahrhunderte hindurch bewegt, und welches schon die Alten diesen kleinen Gott als den Herrn der Götter und Menschen verehren ließ.

Gabriele stand auf, fromme Begeisterung leuchtete aus ihren Augen, die sie wieder zum Himmel emporhob.

„Ich danke dir, heilige Jungfrau," rief sie, „du hast mir die Kraft, den Muth und die Klarheit wiedergegeben. Nicht zerstören, nicht verbannen will ich die Liebe meines Herzens, sie war ja rein wie das Morgenlicht, das diese Blumen bestrahlt, aber ich will sie groß werden lassen und weit, sie soll alle Leidenden, alle Gebeugten und Trauernden umfassen und in der Erinnerung an Den, den ich nie wiedersehen werde, will ich Trost, Hülfe und Beistand allen Denen bringen, die mühselig und beladen sind, nach dem Beispiel des göttlichen Weltheilandes. Diese Erinnerung an meine Liebe," sagte sie, mit kindlichem Lächeln die Hände auf die Brust drückend, „wirst du nicht verdammen, sie wird sich mit deinem heiligen Dienst vereinen und mich stärken in der Erfüllung meines Berufes."

Sie beugte sich über die Hecke hin und brach eine halb erschlossene rothe Rose.

„Verzeihe," sagte sie, das Haupt über die frische, thaufeuchte Blüte neigend, „daß ich dich, du arme Blume, dem frischen Leben im Kreise deiner Schwestern entreiße — aber du wirst länger leben als sie, du wirst mit mir gehen und mich begleiten als ein letzter Gruß der Heimat und der Vergangenheit."

Die Rose in der Hand kehrte sie zum Schloß zurück und stieg, von Niemanden bemerkt, in ihr Zimmer hinauf. Sie öffnete eine Kassette, welche ihre Schmucksachen enthielt, und nahm aus derselben nach einigem Suchen ein großes Medaillon von schwarz emaillirtem Gold und einer Perle in der Mitte. Sie schloß die Blüte in dieß Medaillon ein und zog ein schwarzes Band durch dessen Ring.

„Außen die Perle, die Thränen bedeutet, innen die gebrochene Blüte," sagte sie leise, „das ist das Bild meines Lebens."

Sie legte das Band um den Hals und ließ das Medaillon in ihr schwarzes Kleid hinabgleiten, dann umfaßte sie dieß stille, freundliche Zimmer, an welches sich alle Erinnerungen ihres jungen Lebens knüpften, mit einem letzten Blick und stieg hinab zu ihren Eltern.

Die Zeit der Abreise war da, und sie hörte den Wagen im Hof vorfahren.

Ernst und schweigend fuhr man nach Düsseldorf.

Die Straßen der Stadt boten bereits ein lebendiges, bewegtes, kriegerisches Bild. Die deutschen Heersäulen begannen, sich nach Westen zu wälzen. Der Pater Dominikus und eine Oberin der barmherzigen Schwestern mit ihrer Abtheilung empfingen den Grafen Spangendorf und die Damen am Bahnhof. Noch ein kurzer Abschied und Gabriele stieg mit ihren neuen Gefährtinnen in das Coupé. Der Pater Dominikus begleitete sie, und ein Blick freudigen Triumphes leuchtete einen Augenblick in seinen schwarzen, dunklen Augen auf, als Gabriele noch einmal aus dem Waggon gegrüßt hatte und dann von dem langsam abrollenden Zug fortgeführt wurde, getrennt von der Welt, der sie angehörte, und von der Heimat, die sie bisher behütet und beschützt hatte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Küraſſier-Doppelpoſten ſtanden am 14. Auguſt vor der Präfektur in Metz und in dichter Menge eilten die Adjutanten und Ordonnanzoffiziere durch das große Thor des weiten Gebäudes, in welchem das Hauptquartier Seiner Majeſtät des Kaiſers Napoleon III. ſich befand. Truppen aller Waffen ſah man in wogendem Gedränge auf den Straßen hin und her ziehen — vermiſcht mit den Bewohnern der Stadt und mit Landleuten der Umgegend, welche hereingekommen waren, theils um Schutz zu ſuchen, theils um etwas Neues über die Operationen dieſer Armee zu hören, auf welche das ganze Frankreich ſo hohes Vertrauen geſetzt hatte, und von der man noch immer eine plötzliche, gewaltige Erhebung erwartete, welche die feindlichen Armeen wieder über die Grenzen Frankreichs zurückwerfen würde. Die armen Landleute, welche hereingekommen mit mehr oder weniger Lebensmitteln, die ſehr willkommen waren und

gut bezahlt wurden, mußten jammernd und wehklagend die Stadt wieder verlassen, da man wohl die von ihnen gebrachten Lebensmittel brauchen konnte, nicht aber die Zahl der zu Ernährenden vermehren durfte. So fanden denn überall und namentlich nach den Thoren hin heftige und lebhafte Szenen statt, indem die Soldaten, ihren erhaltenen Befehlen gemäß, die Dorfbewohner der Umgegend wieder aus der Festung hinausführen und oft Gewalt anwenden mußten, da die unglaublichsten Erzählungen, welche an die Legenden des dreißigjährigen Krieges erinnerten, den deutschen Armeen vorausgingen. Die ganze Stadt und das Lager vor derselben bot das Bild der Unordnung, Zerfahrenheit und Rathlosigkeit dar, und selbst unter den im Dienste befindlichen Truppen machte sich bereits jene Lockerung der Disziplin bemerkbar, welche bei den so leicht erregbaren französischen Soldaten nach allen Niederlagen gar schnell einzutreten pflegt.

Um die Präfektur her herrschte nicht mehr jene ruhig ehrerbietige Stille, welche in der ersten Zeit, als das große Hauptquartier hier aufgeschlagen worden, die kaiserliche Residenz umgab, — sowohl die Truppen als die Bewohner der Stadt drängten sich hier zusammen und standen Kopf an Kopf bis in den Hof hinein, — denn hier am Mittelpunkte, in welchem alle Nachrichten

zusammenliefen, von welchem alle Befehle ausgingen, hoffte man am schnellsten und sichersten Nachrichten zu erhalten über die Engagements mit dem nahe heran-drängenden Feinde, und über die Pläne, welche beschlossen wären, um endlich mit entscheidender Kraft dem weiteren Vorgehen der deutschen Heere entgegenzutreten.

Kaum blieb der Weg bis zum Eingang in die Präfektur für die Generale und Adjutanten frei, welche unausgesetzt kamen und gingen und von der neugierigen Menge mit Fragen bestürmt wurden. Sie gaben freilich keine Antwort auf alle diese Fragen, sondern begnügten sich, achselzuckend und kopfschüttelnd davon zu eilen, — aber dieß Schweigen war auch eine Antwort, — denn hätten sie gute Nachrichten zu geben gehabt, hätten sie endlich die so lang ersehnte Siegesbotschaft bringen können, — sie würden nicht geschwiegen, sondern laut das Jubelwort ausgerufen haben, das Wort der Befreiung von dem Banne der Furcht und des Schreckens, der auf allen Herzen lag.

Denn Furcht und Schrecken begann zu herrschen unter den Bewohnern der jungfräulichen, uneinnehmbaren Festung Metz, welche sich so sicher hinter den noch von keinem Belagerer erstiegenen Wällen gefühlt und fest geglaubt hatten, daß der Kaiser von hier nur

hinausziehen werde, um den siegreich vordringenden Heeressäulen in das Herz Deutschlands zu folgen, — Furcht und Schrecken verbreitete sich auch in der Armee, welche noch vor Kurzem so zuversichtlich von der militärischen Promenade nach Berlin gesprochen hatte. Mac-Mahon, der Unüberwindliche, der Held von Malakoff, der Sieger von Magenta, war geschlagen, und alle löwenmuthige Tapferkeit seiner Soldaten hatte nichts weiter retten können als die Ehre; — man hatte von Tag zu Tag erwartet, daß dieser berühmteste und populärste Marschall der französischen Armee seine Truppen wieder sammeln und in der vordersten Reihe der französischen Aufstellung erscheinen würde, denn die kurzen offiziellen Bülletins ließen das erwarten, — statt dessen aber erfuhr man durch Privatnachrichten von seinem immer weiteren Rückmarsch nach Chalons hin; — dann war die Nachricht eingetroffen, daß der General Frossard geschlagen und sein ganzes Korps in voller Auflösung zurückgeworfen sei, — das Ministerium in Paris war verschwunden, wie ein Nichts verweht vor dem Hauch dieses furchtbaren Sturmes, der immer drohender von den Grenzen daherbrauste, und immer mehr war die Hoffnung geschwunden, immer mehr aber war auch die Aufregung gestiegen, immer mehr das Vertrauen gesunken, — das Vertrauen in den Kaiser, in die

Regierung und in die Heerführer, — und immer lauter und kühner erhoben sich die anfangs nur leise murrenden Stimmen — sie wurden hörbar bis zur nächsten Umgebung des Kaisers hin, der sich selten nur auf den Straßen sehen ließ, und von dem Volke und den Truppen mit eisigem Schweigen empfangen wurde.

Dann hatte der Marschall Bazaine den Oberbefehl über die ganze französische Armee erhalten, und wie alles Neue Hoffnungen erweckt, so hatte auch diese Ernennung einen Augenblick die Herzen wieder erfrischt und aufgerichtet; denn man wußte ja, daß der Marschall Bazaine ein Soldat war, der von unten herauf gedient und sich bis zur höchsten militärischen Würde aufgeschwungen hatte, — aber er war keine populäre Persönlichkeit, seine Erfolge in Mexiko waren zweifelhafter Natur gewesen, und die Verbindung, in welcher sein Name mit dieser für die Ehre Frankreichs und den Wohlstand so vieler Familien wenig vortheilhaften Expedition stand, trug nicht dazu bei, das Vertrauen in ihn zu verstärken. Dazu kam, daß der Kaiser immer noch da war, und so lange er da war, doch eigentlich allein den Oberbefehl führte, und wie in solchen Fällen großen nationalen Unglücks immer ein Schuldiger gesucht wird, und wie man diesen Schuldigen

immer am liebsten in dem am höchsten Stehenden findet, so hatte auch in Metz, in der den Kaiser umgebenden Armee, bereits das Wort ein Echo gefunden, welches der Deputirte Jules Favre im Korps legislatif gesprochen, — das Wort: „Der Kaiser muß von der Armee entfernt werden!“ Es blieb nur noch das Wort zu sprechen übrig: der Kaiser muß von der Regierung entfernt werden — und auch dieß Wort, bei welchem noch vor wenigen Wochen ganz Frankreich, von den Pyrenäen bis zum Kanal, erbebt wäre, schwirrte bereits durch die Luft.

Eben waren wieder mehrere Kuriere mit Depeschen in den Hof der Präfektur geritten, eifrig wurden sie umdrängt und mit Fragen bestürmt, aber noch ehe sie antworten konnten, las man auf ihren Mienen, daß sie Gutes nicht zu verkünden hätten.

„Keine Nachrichten von der Flotte?“ rief ein vom Wein erhitzter Voltigeur dem letzten Kurier zu, der eben vom Pferde stieg, — „wozu haben wir unsere Marine, welche den Mund so voll genommen, — wenn sie jetzt nicht da ist, um diesen Deutschen in den Rücken zu fallen, um sie zu zwingen, uns zu Athem kommen zu lassen?“

„Dazu ist wenig Aussicht,“ sagte der Kurier mit bitterem Lachen, indem er in das große Thor trat, —

„die preußischen Patrouillen streifen bis höchstens zwei Meilen vor den Thoren von Metz."

Und mit einem halblauten Fluch trat er in die Thür der Präfektur.

„Zwei Meilen von hier!" riefen verschiedene Stimmen aus den Gruppen der Bürger und Soldaten in der Nähe, — „zwei Meilen vor den Thoren der Festung — haben denn diese Preußen Flügel? — sie sind überall —"

„Und dabei wird Kriegsrath auf Kriegsrath gehalten," sagte der Voltigeur hohnlachend, — „aber zu einem Entschluß können sie nicht kommen, die Herren Generale — und der Kaiser am wenigsten, — und wenn sie endlich etwas beschließen, dann kommt nichts weiter dabei heraus, als daß wir uns unnütz todtschießen lassen müssen, — Gottes Blut!" rief er, die geballte Faust gegen die Fenster der Präfektur erhebend, — „ich wollte —"

„Ruhig, mein Freund," sagte ein riesiger Kürassier, welcher aus einer daneben stehenden Gruppe herantrat und mit eisernem Griff die erhobene Faust des Voltigeurs erfaßte, — „ruhig — es steht einem guten Franzosen und kaiserlichen Soldaten sehr schlecht an, über die Kommandeurs in solcher Weise zu sprechen, — am allerwenigsten, wenn wir Unglück gehabt haben und

jeder das Seinige thun muß, um den Ruhm der Armee wieder herzustellen."

Der Voltigeur warf einen bösen Blick auf den Küraſſier, doch mochte ſeine athletiſche Geſtalt und feſte Haltung ihm keine Neigung einflößen, etwas zu erwiedern.

Er ſchwieg und wendete ſich pfeifend zu einer andern Gruppe.

Während unter den Gruppen, und namentlich unter den von den Ereigniſſen ſo unmittelbar berührten Bewohnern von Metz immer mehr Aeußerungen der Angſt und Beſorgniß über die ſo unmittelbare Nähe der preußiſchen Armee laut wurden, richtete ſich plötzlich die Aufmerkſamkeit auf einen Ordonnanzoffizier des Kaiſers, welcher mit eifriger Eile durch die Menge den Weg für einen ihm folgenden Herrn in Civil frei machte.

Man war hier im Hauptquartier der Armee ſo an militäriſche Erſcheinungen gewöhnt, daß dieſer einfache Mann im ſchwarzen Ueberrock mit der Roſette der Ehrenlegion im Knopfloch, welcher von einem kaiſerlichen Adjutanten nach dem Hauptquartier geführt wurde, die allgemeine Aufmerkſamkeit erregte.

Derjenige, auf welchen alle dieſe neugierigen, forſchenden Blicke ſich richteten, ſchritt ruhig und langſam,

ohne rechts oder links zu blicken, vorwärts. Seine Haltung war aufrecht und kräftig, aber dennoch merkte man an derselben, sowie an den kränklichen Zügen seines Gesichtes, mit weißem Haar und Bart, sein hohes Alter. Sein lebhaftes, dunkles Auge schien den Gedanken zu folgen, welche ihn beschäftigten, und wenig von den Dingen zu bemerken, die ihn äußerlich umgaben.

„Es ist ein Minister, der aus Paris kommt," hörte man in den Gruppen flüstern.

„Es ist ein Diplomat, der wegen der Intervention der neutralen Mächte kommt," sagte ein Anderer, während der Gegenstand aller dieser Bemerkungen sich, dem Adjutanten folgend, mehr und mehr dem Eingang der Präfektur näherte.

„Nein, nein," rief eine Stimme, „es ist kein Minister, ich kenne ihn! Ja, ja, es ist der General Changarnier —"

„General Changarnier! General Changarnier!" tönte es durch die Gruppen fort, während alle Blicke sich mit verschärfter Neugier auf diesen alten Mann richteten, dessen Name in der französischen Armee stets einen guten Klang gehabt hatte, wenn er auch seit längerer Zeit fast vergessen war — von dem aber Jedermann wußte, daß er zu den entschiedensten Gegnern des

Kaiserreichs und Napoleon's III. persönlich gehörte, und daß er Gefängniß und Verbannung wegen seines Widerstandes gegen die Aufrichtung des kaiserlichen Thrones erduldet hatte.

Das Erscheinen dieses Mannes in diesem Augenblick, in der Residenz des Kaisers, mußte etwas bedeuten, und wenn der General Changarnier zu Napoleon III. kam, so konnte das nur etwas Gutes bedeuten. Es konnte nur das bedeuten, daß in diesem Augenblick der höchsten Gefahr die edelsten und besten Kräfte Frankreichs alle Sonderinteressen und Parteiungen vergessen wollten, um lediglich und ausschließlich dem Heile des Vaterlandes sich zu widmen. Mit jenem feinen Instinkt, mit welchem jede größere versammelte Masse des Volks sofort das innerste und eigentlichste Wesen einer augenblicklichen Situation begreift, erfaßte auch hier diese ganze unruhig bewegte Menge in einem Augenblick jenen Gedanken, und ohne daß man wußte oder hören konnte, wessen Stimme zuerst sich erhoben, erschallte plötzlich laut und einstimmig über den Hof der Präfektur der Ruf:

„Es lebe der General Changarnier!"

Der General, welcher gerade im Begriff war, in die Eingangsthür des Hotels zu treten, wandte sich um und blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen.

Seine dunklen, feurigen Augen flogen wie erstaunt und fragend über diese Menge hin, welche ihn, den so lange Geächteten, Verbannten und von aller Welt Vergessenen, hier so unerwartet mit diesem freudigen Zuruf begrüßte. Ein halb wehmüthig schmerzliches, halb bitteres Lächeln flog über sein bleiches Gesicht, über die tief gefurchten Züge hin.

Er erhob leicht das Haupt und verneigte sich dankend.

Eine augenblickliche tiefe Stille trat ein.

„Es lebe Frankreich!“ rief der General, gleichsam als Antwort auf die ihm persönlich dargebrachte Huldigung.

Und alle Welt stimmte in diesen Ruf des Generals ein, welcher einfach und klar den Punkt bezeichnete, in dem sich jetzt die Wünsche und die Anstrengungen aller Franzosen vereinigen mußten.

Einige Stimmen ließen sich hören, welche riefen:

„Es lebe der Kaiser!“

Aber sie blieben vereinzelt und fanden selbst unter den Soldaten der Garde nur ein dumpfes Echo, sie verhallten unter den mehrmals sich wiederholenden Rufen:

„Es lebe Frankreich!“

Einen Augenblick bewegte sich eine der zurückgezogenen Gardinen des ersten Stockwerks.

War es der Kaiser, welcher von dort aus die Szene beobachtet hatte, welche hier in dem Hof seiner Residenz stattfand? Hatte er es gehört, wie hier zum ersten Mal seit einer langen Reihe von Jahren, ohne jede Absicht, ohne jede Agitation, der Instinkt des Volkes Frankreich und das Kaiserthum von einander trennte, den Thron und die Dynastie zurückstellend hinter jenen großen Begriff des Vaterlandes, welcher das einzige Feste ist in den Herzen der Franzosen, die sich seit langer Zeit daran gewöhnt haben, die Könige und Kaiser kommen und gehen zu sehen, bald beklatscht und bejubelt, bald ausgezischt auf jener großen Bühne der Weltgeschichte.

Der General Changarnier neigte noch einmal grüßend den Kopf und folgte dann dem Adjutanten in das Innere des Hotels. Er stieg die Treppe hinauf und wurde unmittelbar durch die mit Kurieren und Ordonnanzoffizieren angefüllten Vorzimmer in das Kabinet des Kaisers geführt.

In der Mitte dieses Zimmers stand ein großer Tisch, auf welchem eine Karte des Kriegsschauplatzes ausgebreitet war, Nadeln mit farbigen Knöpfen und kleine Fähnchen bezeichneten die Stellung der Truppen. Daneben lagen in ungeordneten Haufen eröffnete und nicht eröffnete Berichte, Telegramme, halb beschriebene

Blätter auf den Stühlen und Tischen und auf dem Parketfußboden umher.

Der Kaiser, in dem Ueberrock der Generalsuniform mit dem kleinen Kreuz und dem Stern der Ehrenlegion und den militärischen Medaillen, stand, die Hand auf die Lehne des Sessels gestützt, neben dem Tisch in der Mitte. Sein Gesicht war bleich, fast aschfarben, seine Wangen tief eingefallen, seine schmalen Lippen preßten sich, wie zur Unterdrückung körperlicher Schmerzen, fest auf einander. In seinen tiefliegenden Augen glänzte die fieberhafte Erregung, welche übermäßige geistige Anstrengung und lange Schlaflosigkeit hervorruft. Sein Haar war sorgfältig frisirt, sein Bart in langen Spitzen zur Seite gedreht, und die Haltung seiner Gestalt hatte durch die Anstrengung, welche er anwandte, die körperliche Schwäche und Erschöpfung zu überwinden, etwas Gezwungenes und Steifes, das ihm sonst nicht eigenthümlich war. Eben so gezwungen erschien sein sonst so gewinnendes und verbindliches Lächeln, als er dem General Changarnier entgegenging und ihm die Hand zur Begrüßung reichte, welche der General mit einer leichten Verbeugung ruhig und kalt ergriff, ohne ihren Druck zu erwiedern.

„Ich danke Ihnen, Herr General," sagte der Kaiser mit einer etwas heiseren und matten Stimme,

„daß Sie gekommen sind, mir Ihren Rath und Beistand zu geben. Ihr Erscheinen bei mir beweist, daß Sie, wie ich nicht gezweifelt habe, über persönliche Verstimmung und Gegnerschaft erhaben sind, wenn es sich darum handelt, der Gefahr zu begegnen, welche Frankreich bedroht."

„Sire," erwiederte der General Changarnier in festem, kaltem, aber durchaus höflichem Tone, „ich habe in Ihnen in diesem Augenblick nichts Anderes zu sehen, als den Souverän, welchen sich mein Vaterland durch die Willenserklärung einer überwiegenden Majorität gegeben hat, dessen Beruf es in diesem Augenblick ist, das Vaterland durch eine Vereinigung aller seiner Kräfte aus seiner Noth und schweren Bedrängniß zu erretten, — einer Noth und Bedrängniß," fügte er hinzu, „deren Veranlassung und Schuld mir zu erörtern in diesem Augenblick nicht zusteht. Ich wünsche von Herzen," fuhr er mit wärmerem Ton fort, „daß alle Franzosen denken möchten wie ich, und daß es, den Feinden Frankreichs gegenüber, keine Parteien und politischen Meinungen, sondern nur Franzosen geben möge. Ich wünsche auch," fügte er hinzu, „daß es Eurer Majestät gelingen möge, durch Vereinigung aller nationalen Kräfte Frankreich zu retten und sich auf diese Weise ein neues und von allen Patrioten ohne Ausnahme an-

erkanntes Anrecht auf die Führung der Nation zu erwerben."

„Setzen Sie sich, Herr General," sagte der Kaiser, welcher unsicher schwankend, als bekämpfe er quälende Körperschmerzen, dagestanden hatte, indem er sich in einen neben dem großen Tisch stehenden Sessel niedersinken ließ.

Der General folgte der Einladung des Kaisers und erwartete ruhig und ernst dessen weitere Mittheilung.

„Die Lage ist eine schwierige und gefährliche," sagte der Kaiser, indem er, sich in seinen Sessel zurücklehnend, erleichtert aufathmete, „aber sie ist keine verzweifelte. Ihre reiche militärische Erfahrung, Herr General, wird gewiß im Stande sein, einen Weg zu finden, um Alles noch zum Guten zu wenden. Und wenn Sie sich entschließen könnten, von Neuem Ihren Degen für unser Vaterland zu ziehen, so würde nicht nur ich, — daran würde Ihnen wohl weniger liegen," fügte er mit traurigem Lächeln hinzu, „sondern auch Frankreich Ihnen ewige Dankbarkeit schulden."

„Ich muß Eurer Majestät sogleich bemerken," sagte der General, „daß ich eine aktive Betheiligung an militärischen Operationen abzulehnen die Pflicht habe. Ich bin alt, sehr alt," fügte er hinzu, „und die Jahre der

Unthätigkeit zählen doppelt; wenn auch mein Geist noch klar und mein Wille noch kräftig ist, so bin ich doch nicht mehr Herr über die gebrechliche Maschine, welche das nothwendige Werkzeug zur Ausführung auch des besten und kräftigsten Willens bildet. Ein General, der eine Armee gegen den Feind führen soll, muß unumschränkter Herr über seinen Körper sein — und das, Sire, bin ich nicht mehr," fügte er mit einem leichten Seitenblick auf die gebrochene Gestalt des Kaisers hinzu, der die Augen niederschlug und tief aufseufzte.

„Meine geistige Thätigkeit," sprach der General dann weiter, „und die Resultate meiner Erfahrungen stehen Eurer Majestät, welche in diesem Augenblick Frankreich vertritt, zur Verfügung, den Rath aber, den ich geben kann, muß ich jüngeren und festeren Kräften überlassen, in Ausführung zu bringen."

„Auch dadurch, Herr General," sagte der Kaiser, „werden Sie dem Vaterland einen großen und unvergeßlichen Dienst leisten, und für jeden Offizier der französischen Armee wird es eine Ehre und Freude sein, mit Eifer und Anstrengung die Rathschläge des Generals Changarnier auszuführen."

Der General schwieg. Kein Zug seines Gesichtes zeigte, daß diese freundlichen Worte des Kaisers einen Eindruck auf ihn machten.

„Hier, Herr General," sagte Napoleon, indem er mit der Hand auf die mit Nadeln besteckte Karte deutete, „sehen Sie die Stellung unserer Truppen und diejenige des Feindes, so weit es mir möglich geworden, mich darüber zu informiren. Leider ist das schwer," fügte er hinzu, „denn die preußische Taktik hat, wie es scheint, eine ganz neue Verwendung der Kavallerie eingeführt, indem sie den Kern ihrer Aufstellung durch Massen von Reiterei wie mit einem dichten und undurchdringlichen Schleier umzieht, so daß es fast unmöglich wird, irgend welche genaue Nachrichten über ihre Stellung und Bewegung zu erhalten; doch im Allgemeinen werden die auf der Karte angegebenen Positionen die richtigen sein."

Der General Changarnier erhob sich, stützte leicht die Hand auf den Tisch und warf einen Blick auf die Kriegskarte und die auf derselben befindlichen Truppenbezeichnungen. Ein eigenthümliches, halb wehmüthiges, halb schalkhaft spöttisches Lächeln spielte um seine Lippen und mit feiner Betonung sagte er:

„Es ist lange her, seit ich zum letzten Mal mit Eurer Majestät eine Karte mit solchen Nadeln musterte — damals handelte es sich um die Dislokationen der Regimenter zur Deckung von Paris gegen revolutionäre Unternehmungen —"

Der Kaiser ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„Vergessen wir die Vergangenheit, General," sagte er leise, „ich wollte Frankreich damals auf meine Weise retten gegen die inneren Feinde — habe ich Unrecht gehabt, so werden Sie mir dieß am besten beweisen, wenn Sie mir jetzt beistehen, das Vaterland gegen den äußeren Feind zu retten."

Der General prüfte lange schweigend die Karte und die Nadeln auf derselben.

„Sire," sagte er dann, „nicht um zu kritisiren, nicht um zu tadeln oder zu beschuldigen, sondern um den Weg zur Rettung zu finden, muß ich Ihnen sagen, daß von Anfang an ein schwerer und verhängnißvoller Fehler in der Aufstellung der französischen Armee begangen worden ist. Sie haben Ihre Korps zerstreut und ohne feste Verbindung unter einander auf einer weiten Linie echelonnirt, somit dem Feinde Gelegenheit gegeben, durch einen wuchtigen Vorstoß die Armee auseinander zu sprengen und zugleich auf jedem Punkt Ihren zerstreuten Korps eine erdrückende Uebermacht gegenüber zu stellen. Dieser Fehler hat sich schwer gerächt, um so schwerer, da Sie dem Feinde zugleich Gelegenheit gegeben haben, die Offensive zu ergreifen, was ihm zugleich ein großes moralisches Uebergewicht gibt, da die französischen Truppen für die Defensive unendlich

weniger geeignet sind und bei nothwendigen retrograden Bewegungen leicht den Elan verlieren, der eine nothwendige Bedingung ihres siegreichen Erfolges bildet. Dieser Fehler ist begangen und hat sich schwer gerächt. Ihn klar zu erkennen, ist nothwendig, um ihn zu verbessern. Was versäumt worden und was so schweren Schaden gebracht hat, muß nunmehr gut gemacht werden. Ein direktes Vorgehen in diesem Augenblick ist absolut unmöglich. Die Armee des Marschalls Mac Mahon, welche sich wieder sammeln und konsolidiren muß, kann nicht schnell genug hieher kommen, auch ist der Feind bereits zu weit vorgedrungen — ich sehe, daß seine Spitze unmittelbar vor uns steht und daß seine Bewegungen, so sehr dieselben auch verschleiert sein mögen, doch darauf hinausgehen, sich zwischen Chalons und Metz zu werfen, also die französischen Korps vollständig auseinander zu schlagen. Die einzige Möglichkeit also, Sire, ist die, daß die Armee von Metz, welche nach meiner Ueberzeugung schon zu lange gezögert hat, unverzüglich den Rückzug antrete, um sich in Chalons, oder wenn es sein muß, vor Paris mit der Armee Mac Mahon's zu vereinigen und dort im Herzen Frankreichs, unter Hinzuziehung einer allgemeinen und ausgedehnten Volksbewegung, den Feind zu erwarten. Diese Bewegung hätte," fuhr er fort, „schon längst ausgeführt

sein sollen, denn es wird jetzt nur noch wenig Zeit für dieselbe übrig bleiben, und es ist sehr fraglich, ob sie ohne Schlacht wird ausgeführt werden können; denn den Feinden muß natürlich Alles daran liegen, eine Vereinigung der französischen Armeen um jeden Preis zu verhindern und wo möglich die ganze Armee von Metz hier in der Festung einzuschließen, wo sich eine so große Anzahl von Truppen auf die Dauer nicht halten kann."

„Metz einschließen?" sagte der Kaiser mit ungläubigem Lächeln, „eine solche Festung im feindlichen Lande, welche die einschließende Armee von zwei Seiten decken müßte, halten Sie das für möglich? Es wäre ein in der Kriegsgeschichte unerhörtes Beispiel."

„Die preußische Taktik," sagte der General ruhig, „hat uns seit dem Jahre 1866 viele solche Beispiele gezeigt, und soweit ich den Feldzug und die Bewegungen des Feindes verfolgt habe, kann seine Absicht keine andere sein. Die Sicherheit und Präzision, mit welcher der preußische Generalstab die Truppenmassen wie die Figuren eines Schachbrettes bewegt, ist erstaunlich. Ich würde diesem Generalstab und diesen Truppen gegenüber niemals auf eine Unmöglichkeit rechnen, sollte sich dieselbe auch aus den bisherigen Erfahrungen der Kriegsgeschichte begründen lassen."

„Sie würden also —“ fragte der Kaiser.

„Ich würde, Sire,“ sagte der General, „ohne eine Stunde Verzug die ganze Armee in Eilmärschen nach dem Innern des Landes zurückziehen, um unter jeder Bedingung und selbst auf die Gefahr von Verlust hin die Verbindung mit Mac Mahon herzustellen, und ich würde in Metz nur die zur Vertheidigung des Platzes nothwendige Garnison zurücklassen, welche immerhin genügen wird, ein sehr bedeutendes preußisches Korps hier festzuhalten.“

Der Kaiser dachte einen Augenblick nach.

„Dasselbe sagte mir Bazaine,“ sagte er dann. „Aber ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, Herr General,“ fuhr er fort, „daß ich in einem Rückzug, namentlich in einem so eiligen und schnellen Rückzug, eine große Gefahr für die Stimmung und den Muth des ganzen Landes erblicke. Die bisherigen Niederlagen haben schon decouragirt, einen solchen Rückzug würde man überall als eine definitive Flucht ansehen. Auch ist eine so rasche Bewegung mit dem großen Train, den die Armee mit sich führen muß, sehr schwer auszuführen, — sollte es nicht möglich sein, Mac Mahon hier zu erwarten und, gestützt auf die feste Position von Metz, den Feinden eine Schlacht anzubieten?“

Der General zuckte mit einer leichten, ungeduldigen Bewegung die Achseln.

„Mac Mahon kann bei der furchtbaren Erschütterung, welche seine Korps erlitten haben, nicht so schnell vorgehen, daß es den Feinden nicht gelingen sollte, zwischen die beiden Armeen zu bringen. Die einzige Möglichkeit, die Verbindung wiederherzustellen, liegt in dem schleunigen Rückmarsch der Armee von Metz. Und wenn Eure Majestät," fuhr er lebhaft fort, „von dem Train gesprochen haben, so verstehe ich diese Rücksicht nicht. Die Armee zieht sich in ihr eigenes Land zurück, wo sie überall in ausreichendem Maß Verpflegung finden kann, sie bedarf des Trains nicht, und mir erscheint es viel besser, denselben mit allem Proviant hier zu lassen, denn man wird dessen hier nie zu viel haben können."

„Welch' einen Eindruck," sagte der Kaiser halb für sich, „würde die Zurücklassung des Trains auf die Armee machen, und wie demoralisirend würde der Gedanke einer wirklichen Flucht wirken müssen, und in Paris," sagte er dann laut, „welche Schwierigkeiten würden der Regierung in Paris erwachsen, wenn dorthin entstellte und übertriebene Nachrichten von einem solchen übereilten Rückzug bringen würden!"

„In militärischen Fragen," sagte der General Chan-

garnier fest und bestimmt, „dürfen nur militärische Rücksichten maßgebend sein. Wollen Eure Majestät auf die Stimmung in Paris oder in Frankreich Rücksicht nehmen, so werden Sie niemals mit einem Feinde wie Preußen Krieg führen können, und damit, Sire," fuhr er fort, während der Kaiser schweigend zu Boden blickte, — „komme ich auf einen zweiten Punkt, über den ich, da Eure Majestät mich im Namen Frankreichs um meinen Rath gefragt haben, Ihnen in rücksichtsloser Offenheit meine Ansicht aussprechen muß. Sie haben, Sire," sagte er, sich wieder neben den Kaiser setzend, „dem Marschall Bazaine den Oberbefehl über die ganze Armee übertragen, — ich weiß nicht," fuhr er fort, „wodurch Sie zu dieser Wahl bestimmt worden sind, auch bin ich weit entfernt, dieselbe kritisiren zu wollen, — ich würde, wenn ich heute ein Kommando in der Armee führte, mich dem von Ihnen ernannten Oberbefehlshaber eben so unbedingt unterordnen, als dieß der Marschall Mac Mahon gethan hat, denn Sire, Einer muß den Oberbefehl führen und die Zeit einer großen und ernsten Krisis hat für persönliche Eifersucht keinen Raum — jedes Nachgeben an eine solche Regung käme dem Hochverrath in diesem Augenblick gleich; — aber Sire, damit wirklich ein einheitlicher Oberbefehl

ſtattfinden könne, iſt Eines nothwendig — dringend nothwendig —"

„Und?" fragte Napoleon, indem er den trübe verſchleierten Blick zu dem General erhob.

„Es iſt nothwendig," fuhr Changarnier fort, „daß Eure Majeſtät auf der Stelle das Hauptquartier des Marſchalls verlaſſen; denn ſo lange Sie hier anweſend ſind, wird derſelbe niemals in Wirklichkeit der Höchſtkommandirende ſein, — Eure Majeſtät ſind der Souverän — der Marſchall kann es nicht unterlaſſen, Ihnen ſeine Pläne mitzutheilen, Sie werden über dieſelben Ihre Anſicht ausſprechen, und dieſe Anſicht kann der Marſchall wieder nicht unbeachtet laſſen, — auf dieſe Weiſe iſt er nicht abſoluter Herr ſeiner Handlungen, was ein General im Felde immer ſein ſoll — und vorzugsweiſe in einer ſo ernſten Zeit, wie die gegenwärtige."

Napoleon ſaß ſchweigend in ſeinen Stuhl zuſammengeſunken, — die Spitzen ſeiner Finger, welche auf ſeinen Knieen ruhten, zitterten in unruhig nervöſer Bewegung.

Der General blickte hochaufgerichteten Hauptes zu dem gebrochenen Kaiſer hinüber, welcher in ſeinen ſchwachen Händen die zerbröckelnde Macht Frankreichs hielt, während immer näher und näher in geheimnißvollen Windungen die deutſche Armee heranrückte, —

deren Bewegungen man instinktartig spürte, ohne sie genau ermitteln und verfolgen zu können.

Ein Ordonnanzoffizier meldete den Marschall Bazaine.

„Bleiben Sie noch einen Augenblick," sagte der Kaiser zu dem General Changarnier, der sich erhob, „der Marschall hat vielleicht eine neue Nachricht zu bringen."

Der Marschall Bazaine trat ein. Seine kurze, gedrungene, etwas volle Gestalt hatte militärische Festigkeit in ihrer Haltung, doch keine Geschmeidigkeit und Eleganz in ihren Bewegungen. Sein etwas aufgeschwemmtes Gesicht mit dem schwarzen Schnurrbart zeigte eine gewisse zurückhaltende Verschlossenheit, und der etwas trübe Blick seiner Augen schien, wenn er sich auch fest und gerade auf Denjenigen richtete, mit dem er sprach, dennoch seinen eigentlichen und letzten Gedanken zu verhüllen.

Der Marschall verneigte sich tief vor dem Kaiser und begrüßte dann mit kalter Höflichkeit den General Changarnier, der seinen Gruß noch kälter, noch zurückhaltender erwiederte.

„Der General theilt vollkommen Ihre Ansicht, Herr Marschall," sagte Napoleon, „daß die Armee von Metz nach Chalons zurückgeführt und daß diese Bewegung so schnell als möglich ausgeführt werden müßte."

„Ich freue mich, Sire," sagte der Marschall Ba-

zaine in kaltem Ton, „der Zustimmung einer solchen militärischen Autorität wie der Herr General und hätte nur gewünscht, daß derselbe in der Lage gewesen wäre, die vollendete Thatsache zu billigen, statt einem Plane zuzustimmen, dessen Ausführung mit jedem Augenblick schwieriger wird; denn ich muß Eurer Majestät mittheilen, daß die Patrouillen des Feindes sich immer mehr der Festung nähern, und daß die Bewegungen der feindlichen Armee, soweit dieselben erkennbar, durch die bestimmte Absicht geleitet zu sein scheinen, unsern Rückzug auf Chalons zu verhindern. Ich glaube kaum, daß es möglich sein wird, denselben ohne eine Schlacht zu bewerkstelligen."

„So möge die Schlacht geliefert werden!" rief der General Changarnier, — „selbst unter den größten Schwierigkeiten, selbst beinahe zu spät, ist der Rückzug dieser Armee auf Chalons noch der einzige Weg des Heils. Gelingt dieser Rückzug nicht, so sehe ich das Schlimmste vorher, die Armee wird einzeln von überlegenen Streitkräften aufgerieben werden."

„Der General Changarnier räth, den Train zurückzulassen," sagte der Kaiser.

„Das ist unmöglich, Sire," erwiederte der Marschall Bazaine. „Den Train zurücklassen, hieße die Armee demoralisiren, das hieße in Paris und in ganz

Frankreich alle Hoffnungen und allen Muth vernichten, das allein wäre schädlicher als eine verlorene Schlacht."

„Sie werden aber niemals," bemerkte der General Changarnier, „mit diesem ganzen komplizirten Train den Rückzug so schnell bewerkstelligen können, um eine Schlacht zu vermeiden."

„Dann ist die Schlacht besser," erwiederte der Marschall, „als ein Rückzug, der einer Flucht gliche und der diese ganze Armee auf lange Zeit unbrauchbar machen müßte."

„Thun Sie," sagte der Kaiser erschöpft, „was Sie für nothwendig halten, — Sie tragen die Verantwortung, mein lieber Marschall, Sie müssen auch die volle Freiheit des Entschlusses haben, und um Ihnen diese zu jeder Zeit zu gewähren, habe ich mich entschlossen, Metz zu verlassen und mich heute noch über Verdun nach Chalons zu begeben."

„Ich danke Eurer Majestät für diesen Entschluß," sagte der Marschall Bazaine. „Eure Majestät kennen," fuhr er fort, „meine tiefe Ergebenheit und meine unerschütterliche Treue gegen Ihre Person. Aber gerade diese Ergebenheit, Sire, lähmt mein Handeln, solange Eure Majestät persönlich im Hauptquartier sind. Meine Entschlüsse werden freier und leichter, meine Aktionen kräftiger und rücksichtsloser sein, wenn ich nicht mehr

neben den militärischen Nothwendigkeiten die persönliche Sicherheit Eurer Majestät zu berücksichtigten haben werde. Eure Majestät müssen als Souverän politische Rücksichten nehmen, ich erkenne das an, aber diese politischen Rücksichten hindern und lähmen in diesem Augenblick meine militärischen Bewegungen, und ohne diese Rücksichten — verzeihen mir Eure Majestät — wäre die Armee von Metz vielleicht schon gerettet."

„Haben Sie denn die Güte," sagte der Kaiser tief aufseufzend, „einen Eisenbahntrain zu bestellen, der mich und den kaiserlichen Prinzen mit meinen Equipagen sofort nach Verdun führt, von wo ich morgen nach Chalons weiter gehen will. Wollen Sie auch dem Prinzen Napoleon den Befehl ertheilen, sich ebenfalls sogleich nach Chalons zu begeben.

„Ich danke Ihnen, Herr General," sagte er, sich zu Changarnier wendend. „Ich bitte Sie, nach Paris zurückzukehren, und werde Ihnen dankbar sein, wenn Sie die Güte haben wollen, dort der Kaiserin Muth einzusprechen und ihr Ihren Rath zu ertheilen."

Er erhob sich und reichte dem General Changarnier mit offener Herzlichkeit die Hand, welche derselbe dießmal kräftig drückte.

„Gott segne Eure Majestät," sagte er, — „Gott schütze Frankreich!"

Er ging langsam hinaus, sich an der Thür noch einmal vor dem Kaiser verneigend, und wenige Augenblicke darauf hörte man vom Hof abermals den lauten Ruf dringen:

„Es lebe der General Changarnier!“

„Ich möchte so gern,“ sagte der Kaiser, als er mit dem Marschall Bazaine allein geblieben war, „den kaiserlichen Prinzen von hier fortschicken. Das arme Kind leidet unendlich unter diesen traurigen Ereignissen. Seine Gesundheit ist immer noch schwach und alle diese Nervenerschütterungen wirken sehr schädlich auf ihn ein, aber die Kaiserin beschwört mich fortwährend, ihn hier zu behalten, da sein Erscheinen in Paris den ungünstigsten Eindruck machen würde. Und doch,“ fuhr er düster zur Erde blickend fort, „möchte ich dieses Kind, auf dem die ganze Zukunft Frankreichs beruht, von mir entfernen. Ich fürchte,“ sagte er, den Blick wie fragend auf den Marschall richtend, „daß ich vom Unglück gezeichnet bin und daß mein Stern sich zum Untergang neigt. Ich werde mich großen Gefahren aussetzen müssen, ich kann gefangen werden, ich möchte die Zukunft des Prinzen nicht an mein Schicksal knüpfen.“

„Eure Majestät wissen,“ sagte der Marschall, „daß ich sehr wenig mit dem Rath einverstanden bin, den man in diesem Augenblick von Paris aus ertheilt, wo

man kaum in der Lage ist, die Situation richtig zu beurtheilen. Hat doch noch der letzte Rath, den Herr Ollivier Ihnen von dort aus ertheilte, den damals noch so leicht möglichen Rückzug der Armee von Metz verhindert, weil das," fügte er bitter lächelnd hinzu, „einen schlechten Eindruck auf die Kammer machen würde, — das war der letzte Dienst, den jener Mann mit dem leichten Herzen Eurer Majestät und dem Vaterland bewies. Dießmal aber," fuhr er fort, „hat Ihre Majestät die Kaiserin recht. Was in Paris geschehen kann, Sire, ist unberechenbar, ich würde es für höchst gefährlich halten, Ihren einzigen Sohn, den Erben Ihrer Krone, nach Paris zu schicken, wo vielleicht morgen schon eine revolutionäre Bewegung die Regentschaft stürzen kann."

„Sie halten das für möglich," fragte der Kaiser, „nachdem noch vor Kurzem das ganze Volk von Frankreich in so großer Majorität für mich und das Kaiserreich votirt hat?"

„Paris ist nicht Frankreich, Sire," sagte der Marschall Bazaine. „Paris ist eine wilde, chaotische Masse, welche in dem Augenblick, in dem die ganze Kraft des Kaiserreichs von äußeren Feinden in Anspruch genommen wird, in eine gefährliche Gährung gerathen kann. Das Kaiserreich, Sire, der Mittelpunkt Frankreichs, ist in

dieſem Augenblick bei der Armee, und zwiſchen Ihren Armeen muß nach meiner Ueberzeugung der kaiſerliche Prinz bleiben. Ich beſorge übrigens," fuhr er fort, als der Kaiſer mit ſchmerzlich verzogenen Zügen ſchlaff zuſammenſank, „keine dauernde Gefahr in Paris. Die Bewegungen dort werden einem ernſten Willen und einer kompakten militäriſchen Macht gegenüber immer wieder in Nichts zuſammenſinken, ſie könnten nur bedeutungsvoll werden, wenn ſie den Repräſentanten der Zukunft Ihrer Dynaſtie in ihren Kreis einzuſchließen vermöchten. Behalten Eure Majeſtät den Prinzen bei ſich und ſollte ja, was ich noch nicht glauben will, die Gefahr noch ernſter und größer werden, ſo ſenden Sie ihn nach Belgien oder nach England, damit vor allen Dingen die Zukunft ſichergeſtellt ſei. Ich," fuhr er mit feſtem Ton fort, „garantire Eurer Majeſtät Eines: das iſt eine kräftige und intakte Armee — ich werde den Rückzug verſuchen, ich werde ſchlagen, wenn es ſein muß, um dieß durchzuſetzen. Sollte aber Alles erfolglos ſein, ſo werde ich jedenfalls dieſe Armee Eurer Majeſtät erhalten, damit, wenn Sie zum Friedensſchluß gezwungen werden, Ihnen augenblicklich das Mittel zu Gebote ſteht, die aufgährenden Elemente der Empörung in Paris wieder niederzuſchmettern. Seien Eure Majeſtät überzeugt, da wo ich bin, wird die kaiſerliche

Fahne wehen; wenn auch Paris, wenn ganz Frankreich sich von Ihnen abwenden, so werde ich an der Spitze meiner Armee Ihnen Paris und Frankreich wieder erobern!"

Der Kaiser streckte dem Marschall die Hand hin, welche dieser ergriff, indem sein sonst so kaltes und gleichgültiges Gesicht eine tiefe Bewegung zeigte.

„So bitte ich Sie denn, Herr Marschall," sagte Napoleon, „meine Equipagen nach dem Bahnhof zu senden und meinen Wagen vorfahren zu lassen. Ich will sofort abreisen."

Der Marschall ging hinaus.

„So ist der Moment gekommen," sagte Napoleon, indem er die Hände über seine Kniee faltete und die hoffnungslosen trüben Blicke aufwärts richtete, „den ich immer und immer wieder hinauszuschieben versuchte, hoffend, daß der Stern meines Glücks mir noch einen letzten Strahl senden würde. Ich habe die Regierung Frankreichs den Händen der Minister übergeben, welche heute noch meine Diener sind, und welche vielleicht morgen schon mich verlassen haben werden oder mit der Kaiserin der Revolution weichen müssen. Ich habe jetzt auch das Kommando über meine Armee abgegeben. Szepter und Schwert ist meinen Händen entfallen, und nur wie ein Theaterschmuck sitzt diese Krone noch auf

meinem Haupt und der Sturm zerrt an dem kaiserlichen Mantel um meine Schultern. — In wenigen Stunden werde ich auf der Flucht vor den feindlichen Heeren sein. Der Kaiser ein Flüchtling in seinem Lande, ohne Heimat, ohne Stätte, um mit Ruhe sein Haupt darauf niederzulegen, und dabei," sagte er, sich in krampfhafter Bewegung zusammenkrümmend, „tobt das Fieber in meinen Nerven und die Schmerzen zernagen meinen Körper. O mein Gott! Wenn ich gefehlt habe, so trifft mich Dein Gericht mit furchtbarer Härte, und doch habe ich Frankreich so sehr geliebt, und doch habe ich Niemanden mit Absicht wehe oder unrecht gethan, — aber ich will Alles ertragen, ich will nicht murren und den Kelch zu Ende leeren. Nur, o mein Gott!" rief er, die gefalteten Hände erhebend und die brennenden Blicke inbrünstig emporrichtend, „schütze und erhalte meinen Sohn und laß ihn, das unschuldige Kind, nicht mit mir in den Abgrund versinken, der sich unter meinen Füßen öffnet!"

Einige Augenblicke blieb er schweigend, immer den Blick aufwärts gerichtet, immer die Hände gefaltet, in seinem Stuhl sitzen. Dann erhob er sich langsam und bewegte die Glocke auf seinem Tisch.

„Meine Aerzte!" befahl er dem eintretenden Kammerdiener.

Nach kurzer Zeit traten der Doktor Nélaton und der Baron Larrey in das Zimmer.

Doktor Nélaton mit seinem bleichen, geistvollen Gesicht und seiner weichen, geschmeidigen Gestalt näherte sich dem Kaiser, ergriff, ohne dessen Aufforderung abzuwarten, seine Hand, um den Puls zu untersuchen, während der Baron Larrey, eine kräftige Gestalt mit markirten Zügen, in einiger Entfernung stehen blieb.

„Ich will abreisen," sagte der Kaiser mit matter Stimme, „und mich nach Chalons begeben. Ich bitte Sie, meine Herren, mich zu begleiten."

„Gott sei Dank," sagte Doktor Nélaton, „daß Eure Majestät diesen Entschluß gefaßt haben, Sie bedürfen der Ruhe ganz unbedingt, es ist unmöglich, daß eine menschliche Organisation das länger aushält, was Eure Majestät hier in dieser Aufregung leiden müssen."

„Werde ich auf dem Wege, der mir bevorsteht, weniger leiden?" sagte Napoleon, „wird die Krankheit, welche den Kaiser verzehrt, den Flüchtling verschonen? — Doch mein Weg ist mir vorgezeichnet, ich muß ihn gehen. Aber so kann ich nicht abreisen, es wird noch eine Operation nöthig sein."

Er erhob sich mühsam und begab sich, von Doktor Nélaton gestützt, in sein neben dem Kabinet liegendes Schlafzimmer, und der Baron Larrey folgte. Und

einige Zeit lang tönten durch die geschlossene Thür hindurch die schmerzlichen Rufe, das laute, angstvolle Stöhnen des leidenden Kaisers, dessen Körper die Krankheit zerrüttete, während sein Thron unter ihm zu wanken begann.

Nach einer halben Stunde trat der kaiserliche Prinz, zur Abreise bereit, in das Kabinet des Kaisers.

Das arme Kind, welches so plötzlich von den Höhen der glänzendsten irdischen Herrlichkeit in die furchtbaren Szenen eines blutigen und verhängnißvollen Krieges gestürzt war, sah bleich und abgespannt aus. Seine Haltung war gebückt und schwankend, sein Gesicht blaß und eingefallen, und die großen, tiefliegenden Augen, von dunklen Ringen umgeben, waren mit Thränen gefüllt.

Unmittelbar nach ihm trat der Maire und die Munizipalität von Metz ein. Tiefe Niedergeschlagenheit lag auf allen Zügen.

Der kaiserliche Prinz trat an das Fenster und lehnte den Kopf leise weinend an die Brüstung, während die Vertreter der Stadt schweigend das Erscheinen des Kaisers erwarteten.

Die Thüre des Schlafzimmers öffnete sich, Napoleon, von seinen beiden Aerzten gefolgt, trat herein. Er sah noch bleicher aus als vorher, aber auf seinen

Zügen lag eine ruhige, fast heitere Ergebung. Seine Augen blickten freier und klarer, ein starker Aethergeruch umgab ihn, und er hob öfter ein mit Eau de Cologne getränktes Taschentuch, das er in der Hand hielt, zu seinem Munde empor.

Der kaiserliche Prinz eilte seinem Vater entgegen und hing sich, zärtlich zu ihm emporblickend, an seinen Arm, als suche er in diesen Tagen, in welchen Alles um ihn her zusammenbrach, eine Stütze bei Demjenigen, den er so lange als oberste Autorität, fast als die Vorsehung auf Erden anzusehen gewohnt war.

Der Kaiser trat zu dem Maire von Metz heran und sagte mit ernster, fester Stimme:

„Ich verlasse Sie, meine Herren, in einem schweren und unglücklichen Augenblick, aber mein Muth ist ungebrochen und mein Glaube an die Zukunft Frankreichs ist unerschütterlich. Ich bitte Sie, meine Herren, erhalten Sie die gleichen Gefühle in Ihrer Brust und suchen Sie sie allen Bewohnern von Metz einzuflößen. Was auch kommen möge, Gott wird Frankreich nicht verlassen, und Alles wird sich zum Guten wenden. Leben Sie wohl und bleiben Sie auf der Höhe der Aufgabe, welche diese Zeit jedem Franzosen, jedem Patrioten auferlegt."

Er trat zu jedem Einzelnen der Deputirten heran und reichte ihm die Hand.

„Eure Majestät und Frankreich können auf uns zählen," sagte der Maire, unfähig vor innerer Bewegung mehr zu sprechen.

Und dann verließen diese Vertreter der auf ihre Unüberwindlichkeit so stolzen Festungsstadt, welche noch vor so kurzer Zeit den Kaiser voll Siegeszuversicht begrüßt hatten, das Zimmer.

„Laß uns gehen," sagte der Kaiser, indem er seinen Arm um die Schulter des kaiserlichen Prinzen legte und noch einmal mit seinem Blick das Zimmer umfaßte, welches so schwere Erinnerungen in sich schloß.

Schnell wurde die Thür geöffnet. Bleich, mit verstörten Gesichtszügen stürzte der Marschall Le Boeuf in das Zimmer.

„Ich kann nicht ertragen," rief er, „Eure Majestät abreisen zu sehen, ohne Ihnen ein Wort des Abschieds zu sagen, ohne ein Wort der Verzeihung von Ihnen zu hören für das, was ich verschuldet, was ich, Gott ist mein Zeuge, ohne bösen Willen und im guten Glauben verschuldet habe, Alles gethan zu haben, was meine Pflicht mir gebot. Verzeihung, Sire, Verzeihung!"

Er eilte zum Kaiser hin, ergriff dessen Hand und drückte, fast in die Kniee sinkend, seine Lippen auf dieselbe.

Der Kaiser sah mit weichem Blick, voll innigen Mitleids auf diese zusammenbrechende Gestalt des sonst so hoch und stolz einhertretenden Marschalls.

„Es ist jetzt nicht der Augenblick," sagte er mit milder Stimme, „Verschuldungen der Vergangenheit zu richten. Sie werden einst Frankreich Rechenschaft zu geben haben, ich wünsche, daß Sie das zu thun im Stande sein mögen. Was Sie an mir verschuldet haben, vergebe ich Ihnen von ganzem Herzen."

„O, Sire," rief der Marschall, „lassen Sie mich als gemeinen Soldaten in die Armee treten, um wenigstens mein Blut für Frankreich vergießen zu können."

„Ich habe nichts mehr zu bestimmen," sagte der Kaiser, „der Marschall Bazaine wird darüber verfügen, ob und wie Sie Ihre Kraft dem Dienst und der Rettung Frankreichs widmen können. Leben Sie wohl!"

Er winkte freundlich mit der Hand und ging hinaus, während der Marschall Le Boeuf, den Kopf in beide Hände stützend, in einen Sessel niedersank.

Im Hof der Präfektur stand der kaiserliche Wagen, der Marschall Bazaine am Schlage, den Kaiser erwartend. Eine Schwadron Küraſſiere umgaben die Equipage.

Der Kaiser stieg mit dem kaiserlichen Prinzen ein. Der Marschall setzte sich ihm gegenüber. Napoleon ließ

einen langen Blick über die dichten Massen hingleiten, welche bis an den Wagen heranbrängten.

Er erhob seinen Hut und grüßte, den Kopf neigend, nach beiden Seiten, während die Pferde anzogen.

Einzelne Stimmen riefen:

„Es lebe der Kaiser!"

Aber sie verklangen bald und durch die schweigende Menge, welche in allen Straßen auf und nieder wogte, fuhr der Wagen nach dem Bahnhof hin.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Kaiser Napoleon war, nur von seinen unmittelbaren persönlichen Adjutanten begleitet, in Verdun angekommen. Er hatte sich einen Augenblick auf die Mairie begeben, um dem Maire der Stadt ein wenig Muth einzusprechen. Dann war er sogleich zum Bahnhof gefahren, um den Weg nach Chalons fortzusetzen, denn die Spitzen der preußischen Armee waren bereits so nahe herangerückt, daß er fürchten mußte, durch einen kühnen Handstreich von der weit vorschwärmenden Reiterei aufgehoben zu werden.

Schon in Longueville, wo er einige Stunden geschlafen, hatten beim Morgengrauen des Napoleonstages, welcher sonst durch glänzende Feste in Paris und in ganz Frankreich gefeiert wurde, die preußischen Kugeln über das Haus hingepfiffen, in welchem der Kaiser und der kaiserliche Prinz ihr Quartier genommen, und die Generale hatten auf seine schleunige

Weiterreise gedrungen, um in ihren Operationen durch die Anwesenheit des Souveräns nicht gehindert zu werden.

Die Equipagen des Kaisers waren noch nicht angekommen, und er befahl dem diensthuenden Adjutanten, ihm mit denselben so bald als thunlich zu folgen. Er fuhr mit dem kaiserlichen Prinzen in einem Wagen aus der Stadt, welchen der Maire ihm kommen ließ, nach dem Bahnhof.

Hier herrschte große Unordnung und Aufregung, zahlreiche Reisende, welche sich theils nach ihren Heimatsorten begeben wollten, theils vor der immer unmittelbarer herandrohenden Kriegsgefahr flüchteten, standen auf dem Perron und warteten vergebens der Beförderung, denn die zahlreichen Militärzüge hatten alle Lokomotiven und Beförderungsmittel so sehr in Anspruch genommen, daß man bereits seit länger als vierundzwanzig Stunden keinen Personenzug expedirt hatte.

Der Kaiser trat mit seinem Sohn ohne jede Begleitung auf den Perron.

Bald erkannten ihn einige der versammelten Personen. Man bildete einen großen Kreis um ihn, und alle Blicke hefteten sich auf diesen so gebrechlich einherschreitenden Mann mit dem gesenkten Haupt und den unsicher schwankenden Schritten, der, selbst nur mühsam

sich aufrecht haltend, seinen Arm dem zitternden, bleichen und vor Erschöpfung zusammenbrechenden Kinde als Stütze darbot, das alle Hoffnungen, zu denen es erzogen war, in diesen furchtbaren Tagen um sich her zusammensinken sah.

„Mein Gott!“ riefen verschiedene Stimmen, „Alles ist verloren! Der Kaiser flieht! — der arme Prinz!“ hörte man hier und dort.

Der Kaiser hörte diese Worte, er hob den Kopf empor, ließ seinen matten Blick über die Zunächststehenden gleiten und berührte grüßend den Hut.

„Es wird Alles wieder gut werden,“ sagte er mit matter Stimme, der er vergeblich einen festen und klangvollen Ton zu geben versuchte, „die Armee steht vor dem Feind, sie wird ihn zurückwerfen und diese ersten Unglücksfälle wieder gut machen.“

„Es lebe der Kaiser!“ riefen einzelne Stimmen.

„Es lebe die Armee! Es lebe Frankreich!“ fielen Andere ein, während zugleich aus andern Gruppen Zischen und Murren ertönte.

Traurig wandte sich der Kaiser ab und schritt dem Bahnhofsinspektor entgegen, welchen man benachrichtigt hatte und der schnell herbeieilte, um den Kaiser zu begrüßen und nach seinen Befehlen zu fragen.

„Ich wünsche sogleich einen Zug nach Chalons,

eine Lokomotive und ein Coupé genügt mir. In einer halben Stunde werden meine Equipagen anlangen, welche ich Sie bitte, mir sogleich nachzusenden. Und senden Sie ein Telegramm an den Marschall Mac Mahon in Chalons, das ihn von meiner Ankunft benachrichtigt."

„Sire," sagte der Bahnhofsinspektor, „ich habe noch einige Lokomotiven, aber nichts Anderes als Waggons dritter Klasse. Ich will sogleich nach den nächsten Stationen telegraphiren und anfragen, ob dort noch Coupés vorhanden sind."

„Lassen Sie, mein Herr, lassen Sie," sagte der Kaiser, „arrangiren Sie nur immer einen Zug mit einer Lokomotive und einem Wagen dritter Klasse. Wir sind Soldaten und sind im Kriege, wenn wir nur fortkommen und schnell fortkommen, so ist es gleichgültig, auf welche Weise."

Der Inspektor gab die nöthigen Befehle und führte den Kaiser in sein Dienstzimmer, in welchem in Folge der überhäuften Geschäfte wegen der zahlreichen Truppenzüge die verworrenste Unordnung herrschte.

„Ich werde Eurer Majestät eine Lokomotive vorausschicken, um die rasche Durchfahrt bis zum Mourmelon zu sichern. In wenigen Augenblicken wird Eurer Majestät Wagen bereit stehen," sagte der Inspektor, als er

nach kurzer Abwesenheit wieder in das Zimmer trat, vor dessen Thür sich die auf Beförderung wartenden Reisenden neugierig versammelten.

Der kaiserliche Prinz war erschöpft auf einen Sessel niedergesunken und sagte, indem er zu dem Eisenbahn-Inspektor hinaufblickte:

„Ich bin so hungrig, mein Herr, wäre es nicht möglich, irgend etwas zur Stärkung zu erhalten?"

„Mein Gott," sagte der Kaiser, „warum hast Du das nicht in der Stadt gesagt? Dort würde man uns etwas haben geben können."

„Du sprachst mit dem Maire, Papa," erwiederte der Prinz, indem er seinen Vater mit einem liebevollen Lächeln ansah, „ich wollte in einem so ernsten Augenblick nicht durch meine Wünsche, durch meine kindische Schwäche stören. Ich hoffte, den Hunger und die Erschöpfung überwinden zu können — unsere braven Soldaten müssen dieß ja auch überwinden, aber — ich kann wirklich nicht mehr," fügte er hinzu, indem er wie zur Betheuerung die Hand auf die Brust legte und den Inspektor mit einem Blick ansah, in welchem die Bitte um Verzeihung zu liegen schien, daß seine Natur nicht stark genug sei, um dem Willen zu gehorchen.

Mit tiefer Rührung blickte der Beamte auf das

arme erschöpfte Kind, während der Kaiser sich abwandte und mit der Hand über die Augen fuhr.

„Es ist mir ein großer Schmerz," sagte der Inspektor, „Eurer kaiserlichen Hoheit sagen zu müssen, daß es mir unmöglich sein würde, und wenn ich den ganzen Bahnhof durchsuchen ließe, irgend etwas herbeizuschaffen als ein kleines Brod vom gestrigen Tage und eine Flasche Wein — das Einzige, was ich mir selbst habe zurücklegen können, da die durchziehenden Truppen Alles aufgezehrt haben, was irgend vorhanden war — man müßte nach der Stadt senden."

„O nein, nein," rief der kaiserliche Prinz, „das würde uns aufhalten, und alle Generale haben gesagt, daß Papa eiligst nach Chalons gehen müsse. Wollen Sie die Güte haben, mein Herr," sagte er mit einer gewissen Verlegenheit in bittendem Ton, „mir ein wenig von Ihrem Brod und Ihrem Wein zu geben, das wird genügen."

Der Inspektor schob einige Koffer und Pakete zur Seite, öffnete einen in der Ecke des Zimmers befindlichen Wandschrank, nahm daraus ein kleines Weißbrod eine bereits angebrochene Flasche rothen Weins und ein Glas. Er mußte zu seinem großen Taschenmesser greifen, um das in der Hitze fast steinhart gewordene

Brod zu theilen. Dann füllte er das Glas und reichte es dem Prinzen mit einer Scheibe Brod.

Der Prinz tauchte das Brod in den Wein, ließ es erweichen, verzehrte es dann und leerte das Glas.

Seine bleichen Wangen färbten sich etwas höher, seine matten Augen blickten freier und heiterer.

„Wollen mir Eure Majestät auch die Ehre erzeigen," sagte der Inspektor zum Kaiser, welcher mit glücklichen, freudigen Blicken zugesehen hatte, wie sein Sohn sich erquickte, — „wollen Eure Majestät mir die Ehre erzeigen, ein wenig von der geringen Stärkung anzunehmen, die ich Ihnen bieten kann?"

Der Kaiser neigte freundlich das Haupt, nahm das Glas, welches der Inspektor ihm reichte, und sagte mit liebenswürdigem Lächeln: „Auf Ihr Wohl, mein Herr!"

Er leerte das Glas zur Hälfte, reichte es dann dem Beamten mit den Worten:

„Ich bitte Sie, den Rest zu trinken, damit mein Mund für Sie gute Wirkung hat."

Der Inspektor ergriff ehrerbietig das Glas und rief mit bewegter Stimme:

„Auf das Wohl Eurer Majestät! Auf das Wohl des kaiserlichen Prinzen! Auf das Wohl Frankreichs!"

„Wäre es möglich, mich ein wenig zu waschen?“ sagte der kaiserliche Prinz, indem er auf seine feinen, zarten Hände blickte, welche von Staub und Rauch geschwärzt waren.

„Wasser kann ich Eurer kaiserlichen Hoheit geben,“ sagte der Inspektor, „aber,“ fügte er achselzuckend hinzu, „kein anderes Gefäß als dasselbe Glas.“

„Das genügt, mein Herr,“ sagte der Kaiser. „Viele unserer Soldaten haben auch das nicht.“

Der Inspektor füllte das Glas aus einem Wasserkrug mit klarem, aber von der Hitze warm gewordenen Wasser.

Der Prinz zog sein Taschentuch hervor und wusch so gut, als es möglich war, seine Hände und sein Gesicht. Dann drückte er das angefeuchtete Tuch eine Zeitlang vor seine Stirn.

„So, jetzt bin ich wieder vollständig kräftig,“ sagte er, „nun werde ich bis Chalons nichts mehr verlangen, Du sollst mit mir zufrieden sein, Papa.“ Und indem er den Arm des Kaisers ergriff und sich zärtlich an ihn schmiegte, sah er mit glänzenden Blicken zu ihm empor.

Das Pfeifen und Schnauben einer Lokomotive ertönte, man hörte das Rollen der Räder auf den Schienen.

„Der Zug Eurer Majestät ist vorgefahren," sagte der Beamte.

„So wollen wir gehen," sagte der Kaiser, indem er den Arm auf die Schulter des Prinzen legte.

„Leben Sie wohl, mein Herr, und nehmen Sie meinen Dank für Ihre Gastfreundschaft. Wenn das Glück uns wieder lächelt, werde ich mich derselben erinnern."

Der Beamte öffnete die Thür. Der Kaiser, auf seinen Sohn gestützt, schritt langsam durch die neugierigen Gruppen über den Perron hin zu dem einfachen offenen Coupé dritter Klasse, welches allein mit der Lokomotive herangefahren war, um ihn weiter zu führen.

Der Kaiser stieg ein und grüßte mit der Hand die Umstehenden.

Langsam setzte sich die Lokomotive in Bewegung, als alle diese auf dem Perron wartenden Menschen, die von Gram und Verzweiflung über das Unglück Frankreichs erfüllt waren, welche die Unruhe und Sorge verzehrte nach ihrer Heimat, um zu den Ihrigen zu kommen, und den Kaiser und seinen Sohn ohne Adjutanten und Generalstab, ohne seine Hundertgarden, ohne all' den Pomp und Glanz der Majestät, der ihn sonst umgab, allein, müde und erschöpft in einem Coupé

dritter Klasse dahinfahren sahen, da ertönte von allen Seiten her der Ruf: „Es lebe der Kaiser!“

Und dießmal mischten sich keine Laute des Zischens und Murrens in den Gruß, welcher den scheidenden Imperator begleitete.

Als dieser Ruf verklungen war, als die Lokomotive mit dem einzelnen Wagen aus dem Gesichtskreis des Bahnhofes verschwand, da war es, als ob dumpf die Erde dröhnte, als ob der rollende Donner aus weiter Ferne her durch die Luft zitterte.

„Das ist das Artilleriefeuer! Das ist der Donner schwerer Geschütze!“ rief der Inspektor, welcher, dem kaiserlichen Wagen nachblickend, am Rande des Perrons stand, — „das kommt von der Richtung aus Metz her. Der Marschall Bazaine greift den Feind an, nachdem der Kaiser in Sicherheit ist. Das ist die Entscheidung, das ist hoffentlich der Sieg!“

„Der Sieg! Der Sieg!“ rief es laut in den Gruppen der Umstehenden. „Der Sieg, der uns für Reichshofen rächen, welcher den Boden Frankreichs von diesen verwegenen Feinden befreien wird!“

Und in einem Augenblick erheiterten sich alle diese vorher so traurigen Gesichter. Alle diese Menschen glaubten nicht, daß die Göttin des Sieges sich dauernd von den Fahnen Frankreichs abwenden könne. Die

Gewißheit des Kampfes schien ihnen auch die Gewißheit des endlichen Erfolges zu geben.

„Es ist Bazaine, der dort schlägt! Bazaine, der Frankreich retten wird! Es lebe Bazaine!“ rief eine Stimme.

„Es lebe Bazaine!“ ertönte es in begeistertem Ruf über den Perron hin, während alle Hüte sich erhoben und alle Frauen ihre Tücher wehen ließen.

Es waren die Kanonen der Schlacht von Gravelotte, deren dumpfe Stimme zu diesen siegesfreudigen Gruppen herüberdrang, welche dießmal es übernommen hatten, die Salven zu ersetzen, mit denen am Tage der heiligen Jungfrau, dem Napoleon I. auf der stolzen Siegeshöhe seines Ruhms seinen Namen gab, sonst Frankreich seinen Kaiser begrüßte.

Mit aller Spannkraft der Maschine riß die Lokomotive den offenen Wagen, der die Gegenwart und Zukunft der kaiserlichen Dynastie von Frankreich in sich schloß, durch die im hellen Sonnenlicht daliegenden Felder dahin, auf welchen die reifen Feldfrüchte hin und her wogten, diese Hoffnungen einer reichen Ernte, die so bald von dem vernichtenden Schritt der Kriegsfurie zertreten werden sollten.

Der kaiserliche Prinz, welcher zuerst, erquickt und gestärkt, mit heiteren Blicken in die Landschaft hinaus-

gesehen hatte, und welcher erleichtert aufathmete beim Anblick dieser Ruhe und dieses Friedens, nachdem er so lange von allen Schrecken und Aufregungen des Krieges umgeben gewesen war, sank allmälig wieder zusammen. Die Natur forderte ihr Recht. Er legte sich auf die hölzerne Bank des Waggons, stützte den Kopf auf seinen Arm und versank in einen tiefen Schlaf, welcher ihm freundliche Traumbilder vorführen mochte, denn auf seinen leicht geöffneten Lippen, aus denen tiefe, regelmäßige Athemzüge hervordrangen, erschien von Zeit zu Zeit ein glückliches Lächeln. Dann aber wieder zuckte er zusammen wie in plötzlichem, jähem Schreck, und wie eine feindliche, drohende Erscheinung abwehrend, hob er wie in unwillkürlicher Bewegung die Hand.

Der Kaiser saß ihm gegenüber zusammengebeugt in der Ecke des Waggons. Hoffnungslose Trauer lag auf den schlaffen Zügen seines Gesichts, und die brennenden Blicke seiner krankhaften, glänzenden Augen ruhten starr auf dem schlafenden Kinde.

„Man sagt," flüsterte er leise vor sich hin, „daß das Schicksal die Bilder der Zukunft zuweilen den kindlichen Seelen im Traume vorführt. Wäre es mir vergönnt, zu sehen, was jetzt in der Seele dieses armen Kindes sich zeigt, vielleicht würde ich erkennen können, was das Loos des unerbittlichen Fatums über mich

und mein Haus verhängt hat. Und wäre es das Schwerste, das Schlimmste," sagte er in dumpfem Ton, „ich wäre glücklicher, wenn ich es in klarer, faßbarer Gestalt vor mir sähe, als daß ich so verhüllten Blickes der ungewissen Zukunft entgegensehe, getrieben, fortgerissen von den Ereignissen, ohne die Kraft, sie zu beherrschen und zu lenken. Die Zügel sind meinen Händen entfallen und hier in dem Lande, dessen Regierung meinen Namen trägt, zwischen den Armeen, auf deren Fahnen meine Adler glänzen, ziehe ich einher, ein Machtloser, Verbannter! Machtloser noch als damals, da ich in dieß von der Revolution bewegte Frankreich zurückkehrte, um den Thron aufzurichten, der heute in allen seinen Fugen erbebt — denn damals hatte ich die Jugend, die Kraft, die Hoffnung! Und heute? — Die Jugend ist dahin, die Kraft ist gebrochen, und statt der Hoffnung habe ich die Erinnerung, deren glänzende Bilder mein Elend nur noch qualvoller machen."

Er senkte das Haupt tief auf die Brust und schloß die Augen.

Dahin brauste die Lokomotive, an allen Stationen nur wenige Sekunden anhaltend, um den Führer zu vergewissern, daß bis zur nächsten Station die Schienen in Ordnung und der Weg frei sei.

Schweigend und unbeweglich saß der Kaiser in

seiner Ecke, ruhig schlief der Erbe der noch vor wenigen Wochen so glänzenden Krone auf der harten Bank dieses Waggons, auf welcher sonst arme Landleute Platz genommen hatten, welche die Erzeugnisse ihrer Felder und Gärten nach den nächsten Städten brachten.

Man war auf der letzten Station vor dem Mourmelon angekommen.

Der Kaiser richtete sich aus seinem brütenden Schweigen auf, — nachdem er den Prinzen einige Augenblicke mit liebevollem Mitleid betrachtet hatte, beugte er sich über ihn, küßte leicht seine Stirn und richtete dann, die Hand unter seinen Nacken legend, das Haupt des Kindes empor.

Der Prinz öffnete die Augen und sah mit großen, erstaunten Blicken um sich her. Er schien nicht zu begreifen, wo er sich befände, die Bilder des Traumes hatten die Wirklichkeit in seinem Geist verschwinden lassen.

„Wir kommen sogleich nach Chalons," sagte der Kaiser. „Du mußt jetzt wach sein, mein Sohn, ich hoffe, der Schlaf hat Dich gestärkt."

„Vollkommen, Papa," rief der kaiserliche Prinz, indem er zum vollen Bewußtsein der Situation zurückkehrte. „Wie freue ich mich, das Lager wieder zu sehen, dort werden wir unsere braven Soldaten des Marschall Mac Mahon finden, welche sich gesammelt haben und

bereit sind, gegen den Feind zu marschiren und ihn zu schlagen!"

Trübe blickte der Kaiser vor sich nieder. Diese zuversichtlich ausgesprochene Siegeshoffnung des Prinzen rief keinen Schimmer von Freude und Hoffnung auf seinem Gesicht hervor, er schwieg und wagte nicht, auch nur durch ein leises Wort die Hoffnung seines Sohnes zu erschüttern.

Der Prinz blickte aus dem mit großer Schnelligkeit dahinfahrenden Waggon hinaus.

„Ah, ich kenne die Gegend," rief er, „wir sind gleich am Mourmelon, dort hinten sehe ich schon die Zelte!"

Die Lokomotive ließ einen gellenden, langen Pfiff ertönen, langsamer und langsamer rollten die Räder, und der kleine Zug hielt am Bahnhof des Mourmelon.

Zahlreiche Gruppen von Soldaten aller Waffen standen umher bis zum Perron hin; die Cantinièren in ihren koketten, kleidsamen Uniformen hatten ihre kleinen Tische aufgeschlagen und verkauften den lebhaft sprechenden Soldaten ihren rothen Wein und ihr kleines Glas Cognac mit den so beliebten kleinen Brödchen von Pastetenteig, in deren Mitte ein Stück Farce von Kalbfleisch eingebacken ist und welches eines der hauptsächlichsten Nahrungsmittel der Arbeiter und Soldaten bildet.

Offiziere aller Grade gingen auf dem Perron auf und nieder; alle Gesichter waren trübe und düster, während die Soldaten versucht hatten, ihre Stimmung durch den Einfluß der Getränke zu erhöhen.

Als die Lokomotive mit dem unscheinbaren Wagen dritter Klasse an den Perron heranfuhr, wandten die Offiziere kaum den Kopf nach diesem kleinen, gleichgültigen, nichtsbedeutenden Zuge hin, der bestimmt schien, irgend eine Botschaft im Interesse des Eisenbahndienstes zu bringen.

Der Kaiser öffnete selbst mit einiger Mühe den Schlag des Waggons und stieg das Trittbrett herunter, und der kaiserliche Prinz folgte ihm.

Die nächste Gruppe der Offiziere blickte ganz erstaunt auf, als sie aus diesem einzelnen Waggon dritter Klasse ohne alle Begleitung den Kaiser und den kaiserlichen Prinzen herausstiegen und auf den Perron treten sahen. Fast schienen sie ihren Blicken zu mißtrauen, und langsam näher tretend, als wollten sie diese außergewöhnlichen Erscheinungen näher prüfen und deren Wirklichkeit feststellen, stellten sie sich, als sie keinen Zweifel mehr hegen konnten, daß es wirklich der Kaiser sei, der da aus dem Waggon gestiegen, ihre Käppis abnehmend, in militärischer Haltung auf.

Auch die Uebrigen wurden aufmerksam und blieben ebenfalls stehen, den Kaiser begrüßend, der sein Käppi ebenfalls abnahm und erst nach allen Seiten hin den Kopf neigte.

Wenn er sonst an dieser Stelle den prachtvollen kaiserlichen Salonwagen verlassen hatte, so hatten ihn schmetternde Fanfaren und laute Jubelrufe begrüßt. Heute empfing ihn ernstes, kaltes Schweigen, und die Blicke aller dieser Offiziere ruhten finster, zum Theil feindlich auf ihm. Der Lorbeerkranz war von dem Haupt des Imperators gesunken, das Schwert war seiner Hand entfallen.

Durch die Bewegung in den Gruppen der Offiziere aufmerksam gemacht, näherten sich einzelne Soldaten dem Perron, und einen Augenblick sahen sie schweigend zu dem Kaiser hinüber; dann hörte man ein lautes, höhnisches Lachen und eine Stimme rief: „Badinguet! Da ist Badinguet — Badinguet, Vater und Sohn," ertönte es weiter aus den Reihen der Soldaten, welche, durch den Ruf aufmerksam gemacht, näher herantraten — immer lauter wurde das höhnische Lachen, immer zahlreicher die Rufe, die diesen Spottnamen des Kaisers wiederholten.

Gellende Pfiffe durchzitterten die Luft, Murren, zischende, drohende Laute ließen sich von allen Seiten

vernehmen. Immer näher drängten die aufgeregten Soldaten heran — schon waren sie wenige Schritte vom Kaiser entfernt und: „Badinguet! Nieder mit Badinguet!“ rief man rings um ihn her, fast unmittelbar in seine Ohren hinein.

Der Kaiser wurde todtenbleich, er richtete sich aus seiner matten, gebrochenen Haltung empor, seine Augen sprühten Blitze gegen diese zügellosen Soldaten, welche alle seine Uniform trugen, welche seinen Adlern Treue geschworen. Er wich keinen Schritt zurück, starr und unbeweglich stand er da, indem er seinen Arm um die Schultern des Prinzen legte, der sich zitternd und wie Hülfe suchend an ihn anschmiegte.

Ein graubärtiger Offizier in der Oberstenuniform trat aus der nächsten Gruppe heran und stellte sich vor den Kaiser.

„Zurück!“ rief er mit fester Stimme den Soldaten zu. „Vergeßt nicht, was ihr der Disziplin, was ihr der Ehre der Armee schuldig seid!“

Einen Augenblick hielt die aufgeregte Menge, welche gegen den Kaiser heranbrängte, an. Noch andere Offiziere eilten heran und bildeten eine Linie zwischen dem Kaiser und den drohenden Soldaten.

Wenige Augenblicke aber nur dauerte das Schweigen, dann drang diese wilde, aufgeregte Masse auch

gegen die Offiziere vor. Man erhob die geballten Fäuste und: „Badinguet! Nieder mit Badinguet!“ erscholl es abermals mit wildem Geheul. „Er soll uns die Küraſſiere von Reichshofen wieder geben, welche nutzlos geopfert wurden. Er soll uns seinen Le Boeuf ausliefern, damit wir ihn zerreißen können, ihn, der uns an die Feinde verrathen hat!“

Immer wüthender, immer drohender wurden die Gesichter und Geberden, immer wilder der Lärm der Stimmen, welche dem Kaiser ihre Verwünschungen zuriefen.

Der alte Oberst legte die Hand an seinen Degen.

Sanft legte der Kaiser seine Hand auf seinen Arm.

„Sie sind zu wenig gegen diese Menge, mein Herr Oberst,“ sagte er. „Was ich hier sehe, ist schmerzlicher als verlorene Schlachten; wenn ein solcher Geist in der Armee sich verbreiten kann, dann werden wir keinen Sieg mehr zu verzeichnen haben. Schützen Sie den Prinzen,“ sagte er zu den umstehenden Offizieren, „lassen Sie mich allein mit diesen Wüthenden.“

„Ich verlasse Dich nicht, Papa!“ rief der kaiserliche Prinz, indem er sich fester an den Arm des Kaisers klammerte.

Der Kaiser suchte sich sanft von den Händen des Kindes loszumachen.

Die Soldaten begannen bereits unmittelbar gegen die Offiziere heranzudrängen.

Da hörte man die Hufschläge einer heransprengenden Kavallerieabtheilung, man hörte das Rasseln ihrer Waffen, und vom Lager her sah man zwei Schwadronen Küraſſiere im scharfen Trabe heranreiten, vor ihnen her der Marschall Mac Mahon mit seinem Stabe.

Das Falkenauge des Marschalls schien die Situation zu erkennen, man sah sein schwarzes Pferd in mächtiger Lançade emporsteigen, und in voller Carrière, seinem Stabe und den Schwadronen weit voraus, jagte er gegen den Mourmelon heran, den er in wenigen Sekunden erreicht hatte. Mit einem mächtigen Ruck parirte er sein Pferd und war in demselben Augenblick aus dem Sattel gesprungen, indem er den Zügel über den Hals seines Pferdes warf. Aus seinen vergißmeinnichtblauen Augen flammte es wie Wetterstrahl, seine magere, nervige Gestalt richtete sich so stolz empor, daß er höher und größer erschien, als die größten Gestalten in seiner Nähe.

„Platz, ihr Elenden!“ rief er mit einer Stimme, deren eherner Ton durch all' das Heulen, Pfeifen und Ziſchen mächtig hindurchdrang. Und alle diese wüthenden, aufgeregten und berauschten Gestalten zuckten

zusammen, als sie den Ton dieser gewaltigen Stimme hörten. Erschrocken blickten sie sich um. Sie sahen das bleiche, von Zorn und Entrüstung zitternde Gesicht des Marschalls, sie sahen seine wetterleuchtenden Blicke, und im Nu war eine Gasse geöffnet zwischen ihnen und dem Kaiser.

Mit festem Schritt trat der Marschall vor. Die Linien der Offiziere öffneten sich, den Hut in der Hand näherte er sich dem Kaiser und sprach mit einer Stimme, die noch vor Aufregung zitterte:

„Ich habe die Ehre, Eure Majestät in meinem Hauptquartier zu begrüßen. Alles ist zu Ihrer Aufnahme bereit. Wenn ich leider einen Augenblick zu spät zu Ihrem Empfang hier erschienen bin, so bitte ich, das mit der Langsamkeit der Depeschenbeförderung zu entschuldigen. Die Linien sind unterbrochen und soeben erst habe ich die Nachricht von der Ankunft Eurer Majestät erhalten. Die schwere Verletzung der Disziplin," fügte er hinzu, „welche hier stattgefunden zu haben scheint, wird auf das Schwerste und Schärfste bestraft werden."

„Nicht doch, Herr Marschall," sagte der Kaiser, „verzeihen Sie diesen Armen, denn das Unglück Frankreichs hat ihre Sinne verwirrt. Führen Sie sie gegen den Feind — dort mögen sie zeigen, daß sie

würdig sind, die Uniform der französischen Armee zu tragen."

Der Stab des Marschalls und die Kürassiere waren inzwischen auch herangekommen. Die Offiziere des Stabes stiegen ab und traten heran, um ebenfalls den Kaiser zu begrüßen.

Der Marschall wandte sich um.

Noch standen die Massen der Soldaten, welche den Kaiser bedroht hatten, ganz erstaunt und erschrocken in unmittelbarer Nähe umher.

„Machen Sie den Platz frei!" rief der Marschall dem kommandirenden Offizier der Kürassiere zu.

In einem Augenblick formirten sich die Schwadronen in breiten Linien, die Pallasche rasselten aus den Scheiden, diese ehernen Reihen sprengten vor, und die ganze Menge zerstob nach allen Seiten.

Der Platz vor dem Perron war leer, die Kürassiere bildeten ein großes Viereck.

„Wenn es Eurer Majestät gefällig ist," sagte der Marschall, „nach dem kaiserlichen Pavillon aufzubrechen."

Man führte das Pferd für den Kaiser und eines für den kaiserlichen Prinzen vor. Ein Ordonnanzoffizier sprang heran und hielt dem Kaiser den Steigbügel, der Marschall stand neben ihm, bis er und

der kaiserliche Prinz im Sattel saßen, dann stieg auch er zu Pferde. Die Offiziere seines Stabes umgaben den Kaiser, und eine Schwadron der Küraſſiere ritt voraus, die Andern folgten; und so bewegte sich der Zug durch das Lager nach dem kaiserlichen Pavillon hin.

Ueberall, wo man durch die Zelte ritt, standen die Truppen in dichten Reihen, aber ein eisiges Schweigen herrschte und der einzige Ruf, den man zuweilen hörte, war:

„Es lebe der Marschall Mac Mahon! Die Hoffnung Frankreichs!"

Der Kaiser sprach kein Wort. Stumm und vornüber gebeugt saß er auf seinem Pferde da. Man sah keine Spur mehr von jener eleganten, sichern und ritterlichen Haltung, welche ihm einst den Namen des besten Reiters von Frankreich verschafft hatte. Mit Mühe nur schien er sich im Sattel zu halten, und die nervösen Zuckungen seines Gesichtes schienen noch mehr von körperlichen Schmerzen, als von moraliſchen Leiden zu zeugen.

Eben so ernst und schweigend ritt der Marschall neben ihm, ehrerbietig sein Pferd um eines Kopfes Länge hinter dem des Kaisers zurückhaltend.

Der kaiserliche Prinz blickte traurig und ver-

wundert auf alle diese Soldaten hin. Er schien nicht zu begreifen, warum heute nicht wie sonst der laute Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ ihm entgegen tönte, warum die Musikkorps ihn nicht mit den Klängen des „Partant pour la Syrie“ und dem kaiserlichen Grenadiermarsch begrüßten.

Endlich ritt man in das weite Viereck des kaiserlichen Pavillons. Hier war noch Alles wie sonst. Unbeweglich standen die doppelten Reiterposten vor dem Eingang, die Trikolore wehte auf dem Mittelbau des Pavillons und die Elitetruppen, welche hier die Wache besetzt hatten, begrüßten den Kaiser mit einem kräftigen und laut tönenden „Vive l'Empereur!“

Der Kaiser athmete auf, als er in diesen geschlossenen Raum einritt, in welchem wie in einer Oase noch der alte Glanz der kaiserlichen Macht und Herrlichkeit seinen Augen sich zeigte.

Der kaiserliche Prinz winkte freudig und lächelnd mit der Hand den Truppen zu, welche ihn begrüßten.

Auf der Mitteltreppe des Pavillons trat der Prinz Napoleon dem Kaiser entgegen, welcher vom Pferde gestiegen war und, vom Marschall und seinem Stabe begleitet, langsam die Stufen hinaufstieg. Der Kaiser reichte dem Prinzen, welcher finster und bleich dastand, die Hand.

„Ich habe bei der Abfahrt von Verdun," sagte er dann, sich zum Marschall wendend, „Kanonendonner gehört. Haben Sie Nachrichten von Bazaine?"

„Keine bestimmten," erwiederte der Marschall, „er ist mit seiner ganzen Armee engagirt. Nach den Telegrammen, die bisher gekommen sind, scheint die Schlacht einen ungünstigen Verlauf zu nehmen. Er ist von allen Seiten gefaßt, und ich fürchte, er wird nach Metz zurückgeworfen werden."

„Ich bin dessen gewiß!" rief der Prinz Napoleon lebhaft — „das ist die Folge von diesem unseligen Zögern, die Folge davon, daß man sich nicht längst entschlossen hat, die Armee hieher zurückzuführen, so lange der Rückzug noch möglich war. Das Verhängniß geht seinen Weg," fügte er, die Zähne auf die Lippen beißend, hinzu, „dieser so wahnsinnig begonnene Krieg muß zum Verderben führen."

„Ich bin unendlich ermüdet," sagte der Kaiser, „ich möchte einige Stunden ruhen, bis dahin werden vielleicht ausführliche und sichere Nachrichten von Bazaine da sein. Dann wollen wir einen Kriegsrath halten, um zu überlegen, was zu thun ist. Jetzt bin ich unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Sobald meine Equipagen und mein Gefolge ankommen, senden Sie Nélaton und Larrey zu mir. Bis dahin

muß ich ruhen und ſchlafen," fügte er in leiſem, halb fragendem Tone hinzu. „Auf Wiederſehen, mein Vetter," ſagte der Kaiſer zum Prinzen Napoleon und begab ſich, vom Marſchall begleitet, nach ſeinen Appartements, während der Prinz ſich zu den Offizieren des Stabes wandte.

Napoleon folgte ſeinem Sohn in deſſen Schlafzimmer, das man neben demjenigen des Kaiſers hergerichtet hatte. Mit zärtlicher und liebevoller Sorgfalt half er dem Prinzen ſich entkleiden, legte einen Augenblick wie ſegnend die Hand auf ſeine Stirne, als das arme, ermüdete Kind ſein Haupt in die Kiſſen des friſchen Bettes geſenkt hatte, und begab ſich dann in ſein eigenes Schlafzimmer, wo er ſeinen Ueberrock abwarf und ſich im Uebrigen völlig angekleidet auf ſein Bett legte.

Die tiefe körperliche Ermüdung brachte ihm die Wohlthat des Schlafes und nach kurzer Zeit zeigten ſeine ruhigen Athemzüge, daß er wenigſtens aus dieſer Quelle des Troſtes und der Stärkung für die ſterbliche Menſchheit die Vergeſſenheit all' des Jammers geſchöpft habe, der ſich ſo furchtbar auf ſein Haupt gehäuft.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Etwa zwei Stunden nach der Ankunft des Kaisers im Lager von Chalons war seine Equipage und sein Gefolge angekommen.

Doktor Nélaton und Baron Larrey hatten sich in das Kabinet des Kaisers begeben und waren längere Zeit bei demselben geblieben.

Dann war Napoleon in dem großen Empfangszimmer des kaiserlichen Pavillons erschienen. Er hatte Toilette gemacht, und wenn auch sein Gesicht noch immer bleich und abgespannt war, wenn seine Blicke auch trübe den Boden suchten, so war doch seine ganze Haltung und Erscheinung kräftiger und frischer als bei seiner Ankunft.

Der Kaiser hatte befohlen, daß man den kaiserlichen Prinzen nicht wecken solle, und zugleich den Marschall Mac Mahon rufen lassen, um mit ihm über die nächsten militärischen Operationen zu sprechen.

Der Marschall befand sich bereits in dem Empfangszimmer, mit ihm der Prinz Napoleon, der General Castelnau, der General Reille, der Fürst von der Moskowa und der General Vauberg de Genlis.

Napoleon begrüßte den Kreis der Generale mit einem Anflug seiner früheren liebenswürdigen und gewinnenden Freundlichkeit. Er schritt zum Marschall Mac Mahon, reichte ihm die Hand und führte ihn zu dem in der Mitte des Zimmers stehenden großen Tisch.

„Ich bitte Sie, Herr Herzog," sagte Napoleon, indem er dem Marschall einen Stuhl vor der Mitte des Tisches bezeichnete und sich selbst zur Seite desselben niederließ, „ich bitte Sie, den Kriegsrath zu eröffnen und demselben zu präsidiren. Sie führen das Kommando, ich habe hier keine militärische Autorität. Ich wünsche nicht als General, sondern als Souverän des Landes diesem Kriegsrath beizuwohnen — und auch nur," fügte er mit einem matten, traurigen Lächeln hinzu, „als Souverän in partibus, denn ich habe ja meine Regierungsgewalt in die Hände der Regentschaft gelegt."

„In der einen oder der andern Form," sagte der Marschall Mac Mahon, indem er sich mit einer Verneigung gegen den Kaiser auf den Stuhl setzte, „wird das Schicksal Frankreichs immer in den Händen Eurer

Majestät liegen und Ihre endliche Entschließung wird immer maßgebend sein; sowohl die Regentschaft als das Armeekommando wird doch nur kraft Ihres Auftrags und Ihres Willens geführt, und jede Autorität verschwindet, wenn die Grundlage dieses Willens ihr entzogen wird."

Der Kaiser antwortete nicht, sondern machte nur eine Bewegung mit der Hand, welche den Marschall aufzufordern schien, die Entwickelung seiner Meinung über die gegenwärtige Sachlage zu beginnen. Dann zog er einen Bogen Papier und einen Bleistift, welche auf dem Tisch lagen, zu sich heran und begann, den Kopf tief herabbeugend, unregelmäßige und verworrene Linien zu zeichnen, während der Prinz Napoleon und die übrigen Generale an dem Tisch Platz nahmen.

„Sire," sagte der Marschall, „nach meiner Ueberzeugung ergibt sich der Plan, nach welchem die Operationen dieser Armee geleitet werden müssen, mit unabweisbarer Nothwendigkeit aus der Situation selbst. Der Marschall Bazaine hat seinen Rückzug hieher begonnen, der Feind versucht denselben zu hindern, der Marschall ist scharf engagirt. Er ist in Folge einer bewunderungswürdigen kombinirten Bewegung der preußischen Armeen von verschiedenen Seiten angegriffen, und ich fürchte, daß sein Rückzug gehindert

und er gezwungen werden wird, sich nach Metz zurückzuziehen."

„Das wäre sehr traurig," sagte der Kaiser.

„Man muß hoffen, Sire, daß es nicht geschieht," fiel der Marschall schnell ein. „Ich hoffe immer das Beste, aber um Entschlüsse zu fassen, muß man auch vor Allem den möglichst ungünstigen Ausgang in's Auge fassen, und nach den Nachrichten, welche von Metz hieher bringen, kann ich kaum darauf rechnen, daß es der Armee gelingen werde, ihren Rückzug auszuführen. Aber die Vereinigung beider Armeen ist von hoher Wichtigkeit für das fernere Schicksal des Krieges."

„Man müßte von hier aus vorrücken, um Bazaine Hülfe zu bringen," sagte der schlanke General Castelnau, indem er das scharf geschnittene Profil seines Gesichtes dem Marschall zuwandte und sein dunkles, lebhaftes Auge fragend auf denselben richtete.

Der Prinz Napoleon zuckte die Achseln und trommelte ungeduldig mit den Fingern seiner vollen fleischigen Hand auf dem Tisch, während der Kaiser, ohne aufzublicken, mit dem Bleistift feine Linien über das Papier zog, Linien, welche sich nicht, wie das sonst wohl zu geschehen pflegte, unter seiner Hand zu Adlerflügeln und Krallen gestalteten, sondern welche ver-

worren und bunt durcheinander liefen, vielfach sich kreuzend und durchschneidend, ohne irgend ein Bild zu zeichnen.

„Von hier aus Bazaine entgegen zu marschiren," sagte der Marschall ruhig, indem er auf die Bemerkung des Generals Castelnau erwiederte, „würde ich für eine sehr fehlerhafte Bewegung halten. Wir würden niemals schnell genug dorthin gelangen können, um Bazaine's Armee in ihren gegenwärtigen Engagements zu Hülfe zu kommen. Ich habe mir die größte Mühe gegeben, in diesen Tagen die ganze hier vereinigte, schwer erschütterte Armee neu zu organisiren und auch moralisch ihren Muth, ihr Vertrauen und vor allen Dingen ihre Disziplin zu stärken. Eure Majestät," sagte er, sich zum Kaiser wendend, „werden sich selbst überzeugen können, daß mir namentlich das Letztere noch nicht vollständig gelungen ist, und daß die traurige Folge aller Niederlagen, die Auflösung der Disziplin, noch immer ihren so schädlichen und verderblichen Einfluß ausübt. Auch heute ist die Armee noch nicht wieder vollständig schlagfertig, und wenn sie es wäre, so würde es immerhin unmöglich sein, in die Kämpfe, welche jetzt vor Metz stattfinden, noch entscheidend und wirksam einzugreifen. Einen Marsch dorthin auch nur zu versuchen, scheint mir daher eine vollkommen unnütze Verschwendung

von Zeit und ein neues Hemmniß in der so absolut nothwendigen Rekonstruirung der innern Armee von Chalons. Wenn es dem Marschall Bazaine gelingt, sich die freie Rückzugslinie zu öffnen, so wird er es sein, der sich hier mit uns vereinigt. Gelingt es ihm nicht, so würde unser Vormarsch keinen andern Erfolg haben können, als uns mitten in den Kreis siegreicher feindlicher Armeen hineinzuführen, denen wir mit den heute verfügbaren Kräften noch nicht gewachsen sind."

„Der Herr Marschall hat recht, vollkommen recht," rief der Prinz Napoleon lebhaft, „an den Grenzen ist für uns das Spiel verloren, es kann nur darauf ankommen, das Herz des Landes zu schützen und hier Alles vorzubereiten, um die volle nationale Kraft dem vordringenden Feind entgegenzustellen."

„Auch ich, Sire, theile vollkommen die Ansicht des Marschalls," sagte der General Reille mit seinem ernsten, militärisch festen und ruhigen Gesicht, auf welchem trotz der schweren, unheilvollen Situation eine gewisse hofmännische Ruhe lag, — „es ist ja ganz unmöglich für uns, in diesen Tagen die Armee schlagfähig nach Metz zu führen, und wenn Bazaine wirklich dort unten siegen sollte, so wird er seinerseits so schnell als möglich hieher marschiren, um sich mit uns zu vereinigen und die Gesammtarmee zu sammeln und zu reorganisiren."

Der Kaiser sagte nichts; ohne die Augen von seinem Papier zu erheben, ohne einen Augenblick die Bewegungen seiner Hand mit dem Bleistift zu unterbrechen, neigte er nur den Kopf gegen den Marschall, ohne daß man zu erkennen vermochte, ob dieß ein Zeichen der Zustimmung zu den von demselben ausgesprochenen Ansichten sein solle oder eine Aufforderung an ihn, in der Auseinandersetzung seiner Meinung weiter fortzufahren.

„Ich gehe noch weiter," sprach der Marschall, indem er den klaren Blick seines hellen, blauen Auges in dem Kreise der Generale hingleiten ließ, — „ich gehe noch weiter: anstatt eine vergebliche und zeitraubende Bewegung zu machen, um meinerseits zu Bazaine vorzudringen, welcher, wie ich wiederholen muß, wenn er überhaupt Freiheit seiner Bewegung sich erkämpft, seinerseits sich mit uns vereinigen wird — anstatt eine solche nutzlose und gefährliche Bewegung zu machen, halte ich es für nothwendig, diese Armee von Chalons, sobald ihr innerliches Gefüge wieder vollkommen hergestellt ist, auf Paris zurückzuführen."

Der Prinz Napoleon nickte mehrmals unter dem Ausdruck lebhaftester Zustimmung mit dem Kopf.

Der Kaiser blickte empor und sah den Marschall wie fragend und erstaunt an, indem seine Hand zugleich

mitten in die verworrenen Linien hinein, welche das Papier vor ihm bedeckten, mit großen Buchstaben das Wort „Paris" schrieb.

„Wenn diese Armee auf Paris zurückgeführt wird," fuhr der Marschall fort, „wenn sie dort auf Paris gestützt — das nach meiner Ansicht sogleich in ernsten Vertheidigungszustand zu setzen ist, — wenn sie den Mittelpunkt bildet für eine innerhalb der Cadres der Mobilgarde schleunigst zu organisirende allgemeine Volksbewaffnung, so wird sie eine gewaltige und schwerwiegende Macht bilden, gewiß vollkommen geeignet, jedes weitere Vordringen des Feindes durch ihr plötzliches Dasein aufzuhalten. Bazaine, nach Metz zurückgedrängt, kann sich bei den ungeheuren Vorräthen an Proviant und Munition, welche dort vorhanden sind, sehr lange halten, und dann wird der Feind gezwungen werden, zwischen unsere beiden großen und an feste Positionen gelehnten Armeen hineinzurücken, oder aber zunächst vor Metz stehen zu bleiben und uns Zeit zu lassen, unsere Kraft so zu stärken und zu organisiren, daß wir wieder zur Offensive übergehen können, zur Offensive, welche dann durch die organisirte Begeisterung des ganzen Landes gestützt sein wird. Dieß meine militärischen Gründe, Sire, Gründe, welche unterstützt werden durch die Ansichten jenes großen Strategen, des Marschalls

Niel, den der Tod zu unserm Unglück uns entrissen hat; denn auch er hatte für den Fall, daß sein erster Plan eines dreifachen Offensivvorstoßes nach Deutschland hinein nicht ausführbar sein sollte, die Idee entwickelt, die deutsche Armee diesseits der Festungslinie heranzuziehen und sie so zwischen zwei Feuer zu nehmen. Ich bin Soldat," fuhr er fort, „und will nichts Anderes sein. Ich könnte mich deßhalb mit der Entwicklung jener militärischen Gründe begnügen. Doch in einem Augenblick, in welchem von dem Schicksal der Armee auch das Schicksal des Landes — seine Regierung," fügte er mit fester Betonung hinzu, — „seine Zukunft auf lange hinaus abhängt — in einem solchen Augenblick, Sire, muß auch der Soldat die politischen Verhältnisse in den Kreis seiner Erwägungen ziehen und auf seine Entschlüsse einwirken lassen. Eure Majestät kennen," fuhr er fort, „die Aufregung, welche in Paris herrscht, Eure Majestät wissen, was die Aufregung des Volkes in Paris zu bedeuten hat. Unsere ersten Niederlagen haben das Ministerium Olivier in einem Augenblick verschwinden lassen. Weitere Niederlagen, welche ich wahrlich nicht in Aussicht stellen will, aber deren Möglichkeit ich nicht zu leugnen unternehmen kann, würden vielleicht das Ministerium Palikao noch schneller und noch spurloser verschwinden lassen, als das

Ministerium Olivier verschwand. Und welches Schicksal würde man in einem solchen Falle der Regentschaft vorhersagen können?"

„Das ist der Punkt," sagte der Prinz Napoleon. „Diese Regentschaft ist schon heute kaum mehr vorhanden. Das Ministerium dekretirt noch in ihrem Namen, aber ihr Inhalt, ihr Wesen ist nicht mehr da. Es sind die Majoritäten des Corps legislatif, welche die Maßregeln des Ministeriums inspiriren. Bald werden auch diese Majoritäten verschwinden vor den Rufen der Masse, welche aus den Tiefen der Gesellschaft von Paris heraufsteigt. Diese Rufe werden nicht heißen: ‚Es lebe der Kaiser!' — noch viel weniger aber: ‚Es lebe die Kaiserin!'" fügte er mit bitterem Lachen hinzu.

Die Generale schlugen schweigend die Augen nieder.

„Fahren Sie fort, Herr Marschall," sagte der Kaiser kalt und ernst.

„Wenn nun," sprach Mac Mahon weiter, „Eure Majestät diesen möglichen Fall annehmen, wenn Eure Majestät daran denken, daß es geschehen könnte, daß, während die Armeen, von der Hauptstadt weit entfernt, mit einem bisher siegreichen Feind ringen, in Paris selbst die Revolution ihr Haupt erhöbe, daß dort die kaiserliche Regierung nicht mehr Herrin wäre — dann,

Sire, wäre wirklich das Ende da, dann, Sire, wäre Frankreich verloren. Ich wage kaum daran zu denken, welches Schicksal die Zukunft unserm unglücklichen Vaterlande bringen müßte."

„Ja, ja," rief der General Castelnau, „der Herr Marschall hat recht, dieser Grund ist entscheidend."

Beistimmend neigten die Generale Reille und Vauberg de Genlis den Kopf.

Der Prinz Napoleon sah mit brennenden Blicken, vor Ungeduld zitternd, auf den Kaiser, welcher, ohne ein Zeichen seiner Zustimmung oder seiner abweichenden Meinung zu geben, auf sein Papier niederblickte.

„Und wenn sich die Armee auf Paris zurückzieht?" fragte er mit leiser Stimme, indem er, ohne die Augen aufzuschlagen, den Kopf nach der Seite des Marschalls neigte.

„Wenn sich die Armee auf Paris zurückzieht," erwiederte der Herzog von Magenta, „wenn die Bewaffnung des Volkes, gerade der Elemente des Volkes, welche die Revolution machen, militärisch organisirt und an die Armee unter meinem Kommando" — sagte er, stolz den Kopf erhebend — „angefügt wird, — dann, Sire, wird jede Revolution unmöglich sein. All' jenes unruhige und wilde Feuer, welches die Bevölkerung von Paris erhitzt, welches ungeleitet und unbeherrscht gegen

die Regierung und gegen die Dynastie seine drohenden Flammen aufschlagen lassen möchte, wird sich dann mit furchtbarer Macht gegen den Feind richten, gegen den Feind, der dann zu gleicher Zeit auch in einer strategisch für ihn höchst gefährlichen Position sich befinden wird."

„Ich bitte Eure Majestät," rief der Prinz Napoleon lebhaft, „ich beschwöre Sie um Frankreichs, um unseres Hauses willen, genehmigen Sie den Plan des Marschalls — in ihm allein liegt die Rettung!"

Der Kaiser schlug langsam den Blick auf und ließ ihn über die anwesenden Generale hingleiten. In allen Mienen las er die Zustimmung zu den Plänen des Marschalls.

„Ich habe keine Genehmigung zu ertheilen," sagte er dann — „der Marschall allein hat zu bestimmen. Er führt das Kommando, und ich wünsche nicht, seine Verantwortlichkeit durch Eingreifen in seine Entschließungen zu erschweren. Doch scheint es mir, daß es nothwendig wäre, den Plan, welcher hier soeben entwickelt wurde, der Regentin und den Ministern mitzutheilen und deren Meinung darüber zu hören, denn in Paris allein ist man in diesem Augenblick im Stande, das Ganze der Situation nach allen Richtungen zu übersehen. Ich halte eine Anfrage in Paris umso-

mehr für geboten und nützlich, als ja der Marschall selbst für seine Pläne auch politische Gründe angeführt hat und als gerade diese Gründe doch nur dort, im Mittelpunkt der Politik, richtig beurtheilt und gewürdigt werden können."

„Anfragen und immer Anfragen," rief der Prinz Napoleon heftig, „in diesem Augenblick, in welchem die einzelnen Armeen von einander getrennt sind und in welchem die Regierung in Paris kaum im Stande ist, irgend welche Politik machen zu können, selbst wenn sie den Muth und den Entschluß dazu hätte — in diesem Augenblick sollte wahrlich Jeder auf seine eigene Verantwortung handeln, und wenn Jeder dabei nach seinen Kräften das Beste thut, um das Vaterland zu retten, so wird auf diesem Wege allein eine glückliche Wendung erreicht werden können. Es ist wahrlich keine Zeit vorhanden, um Berichte zu erstatten und die Antworten darauf abzuwarten."

„Ich bin weit entfernt," sagte der Marschall Mac Mahon, sich gegen den Kaiser verneigend, „meine Ansichten für die allein oder absolut richtigen zu halten, und bin gern bereit, sie der Beurtheilung Derjenigen zu unterwerfen, welche, mit den Vollmachten Eurer Majestät ausgerüstet, im Mittelpunkt der Regierung stehen. Ich werde sogleich meinen Plan und die

Gründe für denſelben kurz zuſammenfaſſen und telegraphiſch die Meinung des Grafen Palikao darüber einholen. Da die Verbindung von hier nach Paris in voller Ordnung iſt, ſo kann in ganz kurzer Zeit eine Antwort hier ſein, und nothwendige Operationen, welche ohnehin nicht auf der Stelle begonnen werden können, werden dadurch nicht aufgehalten werden."

„Thun Sie das, mein lieber Marſchall," ſagte der Kaiſer, ſich langſam erhebend, „und theilen Sie es mir mit, ſobald Sie eine Antwort von Paris haben; wir wollen dann dieſe Berathungen ſogleich fortſetzen und den definitiven Entſchluß feſtſtellen."

„Wiederum Zeit verloren, Zeit und immer Zeit, das Koſtbarſte, was wir in dieſem Augenblick haben!" rief der Prinz Napoleon, indem er heftig aufſprang und mit einer leichten Verbeugung gegen den Kaiſer das Zimmer verließ.

„Ich habe Eurer Majeſtät noch mitzutheilen," ſagte der Marſchall, „daß vor einer Stunde der General Trochu hier angekommen iſt. Er iſt zum Kommandeur eines Armeekorps ernannt, welches hier in Chalons aus Mobilgarden und den ſcheunigſt einzuziehenden Rekruten gebildet werden ſoll. Er hat von der Kaiſerin den Auftrag erhalten, ſich bei Eurer Majeſtät zu melden und über die Lage in Paris Bericht zu erſtatten."

„Trochu," sagte Napoleon, — „Trochu als Retter in der Noth? Glauben Sie, daß Trochu fähig und geeignet wäre, mit Ihnen zu operiren — unter Ihrem Befehl — denn unter Ihrem Befehl würde er doch stehen?"

„Ich glaube, Sire," erwiederte der Marschall, „daß die Regentin und der Ministerrath die Idee gehabt haben, die Armee, welche der General Trochu hier organisiren soll, selbstständig unter sein Kommando zu stellen — er würde allerdings mit mir gemeinschaftlich zu operiren haben und unter dem Oberbefehl Bazaine's stehen, der ja das höchste Kommando über die ganze französische Armee führt. Was übrigens den General Trochu betrifft," fuhr er fort, „so ist er einer der unterrichtetsten Offiziere der Armee. Er besitzt große und umfassende Kenntnisse und hat tiefe Studien über die Taktik und Strategie gemacht, auch über den preußisch-österreichischen Krieg von 1866 sehr eingehend und wissenschaftlich geschrieben. Ich zweifle nicht, daß er alle diese Kenntnisse, wenn er die Gelegenheit dazu findet, auch praktisch zu verwerthen im Stande sein wird."

Der Kaiser schüttelte mit schweigendem Nachdenken den Kopf.

„Nun, ich bitte Sie, Herr Marschall," sagte er nach einigen Augenblicken, „Ihr Telegramm zu redigiren und abzusenden. Denn wir können ja doch keinen bestimmten Entschluß fassen, bevor wir nicht eine Antwort auf dasselbe erhalten haben. Und wollen Sie die Güte haben, dem General Trochu zu sagen, daß ich ihn erwarte."

Er drückte dem Marschall die Hand und verneigte sich gegen die übrigen Generale, welche in ernstem Schweigen mit dem Herzog von Magenta das Zimmer verließen.

„Dahin ist es gekommen," sagte der Kaiser, indem er langsam an das Fenster trat, das auf den innern Hof des Pavillons führte, auf welchem Alles so ruhig und geordnet war wie zur Zeit der Uebungslager, — „dahin ist es also gekommen, daß man Männer zu Hülfe rufen muß wie diesen Trochu, welcher stets im innersten Herzen mein Gegner war, welcher mit den Orleans zusammenhing, diesen unversöhnlichsten Feinden meines Thrones und meines Hauses. Man muß in Paris die Lage für sehr gefährlich halten, daß man auf diesen Gedanken gekommen ist. — Doch," sagte er dann nach längerem Schweigen, „vielleicht ist der Gedanke gut und richtig, vielleicht ist ein Mann, der mein Gegner ist, in diesem Augenblick weniger gefährlich, wenn er

an der Spitze einer Armee gegen den Feind des Landes zu marschiren gezwungen ist — wenn er gezwungen ist, indem er das Vaterland vertheidigt, zugleich für meinen Thron und für mich zu fechten. Und sollte das Schicksal Rettung aus dieser Noth gewähren, sollte Frankreich endlich noch siegreich aus dieser Katastrophe hervorgehen, so werden ja alle Diejenigen, welche in diesem Kampf den Degen geführt, mit dem Kaiserreich für immer eng und fest verbunden sein. O, wie schwer ist es, ein Land zu regieren, welches so viele feindliche Elemente in sich schließt, die nur durch die Macht und den Erfolg zurückgedrängt werden können und deren zersetzender Einfluß sich geltend macht, sobald der Erfolg zweifelhaft ist und die Macht erschüttert wird! — Meine Nation kann keine Niederlagen ertragen, während der König von Preußen, dem ich gegenüberstehe, auch durch die schwersten Niederlagen nur noch fester und inniger mit seinem Volk verbunden wird, wie die Geschichte von Jena und Waterloo zeigt — ich hätte das bedenken sollen, — es ist stets verhängnißvoll, wenn man die Lehren der Geschichte nicht beachtet."

Der dienstthuende Ordonnanzoffizier trat ein und meldete den General Trochu.

Mit tiefem Seufzer wandte sich der Kaiser um, befahl, den General einzuführen und trat demselben

entgegen, indem sein Gesicht den Ausdruck ruhiger und verbindlicher Höflichkeit annahm.

Der General Trochu, welcher mit festem, elastischem Schritt eintrat und nach einer tiefen Verbeugung vor dem Kaiser stehen blieb, war eine mittelgroße Gestalt von schlankem, kräftigem Körperbau. Er trug mit einer gewissen sorgfältigen, bis in die Kleinigkeiten zierlichen Eleganz die Uniform des Divisionsgenerals, welche sich eng und fest an seine kräftigen und geschmeidigen Glieder anschloß, und auf der Brust das Kreuz der Ehrenlegion. Seine hohen, glänzenden Stiefel, welche den schlanken Fuß hervortreten ließen, schienen mehr für das Parket des Salons als für das Feld bestimmt. Sein scharfgeschnittenes, regelmäßiges Gesicht, mit der charakteristisch vorspringenden Nase, dem schwarzen, spitzen Schnurrbart, dem schmalen Henriquatre und den kleinen, funkelnden schwarzen Augen, zeigte in seinem lebhaft bewegten Mienenspiel Geist und Intelligenz, aber zugleich auch jene unerschütterliche Selbstgenügsamkeit, welche aus dem Kreise, in welchen sie gebannt ist, nicht herauszutreten vermag und die selbst aufgebauten Theorieen stets gegen die evidenteste Wirklichkeit aufrecht zu erhalten geneigt ist. Die Eigenthümlichkeit dieses ausdrucksvollen, kriegerischen Gesichtes wurde durch einen vollkommen kahlen Schädel, auf welchem nur zur

Seite der Schläfe einige wenige, aber ganz schwarze Haare bemerkbar waren, erhöht.

„Ich freue mich, Sie wieder zu sehen, Herr General," sagte der Kaiser, „und danke Ihnen, daß Sie sich entschlossen haben, in einem Augenblick großer Gefahr des Vaterlandes, in einem Augenblick schwerer Entscheidungskämpfe wieder in den aktiven Dienst zu treten und die Bildung einer Armee zu übernehmen, welche unter Ihrer Führung jedenfalls sehr wesentlich dazu beitragen wird, das Unglück abzuwenden, welches mich und Frankreich bedroht."

„Meine Kräfte, Sire, stehen dem Vaterlande stets zur Verfügung, sobald es derselben bedarf. Es wäre ein Verbrechen, ruhig und unthätig zu bleiben, sobald Frankreich in Gefahr ist," erwiederte der General mit seiner kräftigen, sonoren Stimme, welche der gesucht scharfen Betonung einen gewissen Anklang an theatralisches Pathos gab. „Ich habe," fuhr er dann fort, „Eurer Majestät ein Schreiben der Kaiserin zu übergeben, welches dieselbe mich beauftragt hat, persönlich in Ihre Hände zu legen."

Er nahm aus dem goldbordirten Generalshut mit der weißen Feder, den er in der Hand hielt, einen versiegelten Brief und reichte ihn dem Kaiser.

„Sie erlauben, General," sagte Napoleon, indem er an das Fenster trat und das Siegel öffnete.

Langsam durchlas er den Brief der Kaiserin und ließ seine Blicke, nachdem er geendigt, nochmals eine Zeitlang über die Zeilen hingleiten, als wolle er sich den Inhalt derselben vollkommen klar machen oder als suche er einige Augenblicke Zeit zu gewinnen, um seine Gedanken über die Mittheilungen, welche der General ihm gebracht, zu sammeln.

Dann wandte er sich zum General Trochu zurück, ersuchte denselben sich zu setzen, und ließ sich selbst in einen der von Rohr geflochtenen Fauteuils nieder, welche das Ameublement dieses mit militärischer Einfachheit ausgestatteten Lageraufenthaltes bildeten.

„Die Kaiserin schreibt mir," sagte er, „daß nach Ihrer Ernennung zum Kommandanten einer bei Chalons zu bildenden Armee neue Erwägungen im Schooß des Ministerraths stattgefunden hätten, daß in Folge dieser Erwägungen der Gedanke aufgetaucht sei, den sie Ihnen auch bereits mitgetheilt habe — Sie, Herr General, zum Gouverneur von Paris zu ernennen und Ihnen nicht nur die so hochwichtige Aufrechterhaltung der Ordnung in der Hauptstadt anzuvertrauen, sondern auch deren Vertheidigung im Fall einer Belagerung durch die deutschen Armeen."

„Die Kaiserin hat mit mir darüber gesprochen, Sire," erwiederte der General, „und ich habe derselben meine Bereitwilligkeit erklärt, auch diese so schwierige und so hoch verantwortungsvolle Stellung zu übernehmen, um Paris in dieser großen nationalen Katastrophe die Rolle spielen zu lassen, welche seine Pflicht ist — der Mittelpunkt zu werden der großen Anstrengungen, der großen Opfer und der großen Beispiele."

Er hatte diese Worte mit emphatischer Betonung gesprochen, indem er die linke Hand an den Degengriff legte.

„Sie halten es also für möglich," sagte der Kaiser, „daß Paris einer Belagerung ausgesetzt werden könnte?"

„Ich will wünschen, daß es nicht geschehe," erwiederte der General, „aber die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit ist jedenfalls dazu vorhanden. Und vielleicht," fuhr er fort, „wäre es der sicherste Weg, dem Feldzug eine glückliche Wendung zu geben, wenn es gelänge, die Feinde vor die Mauern von Paris zu ziehen und hier längere Zeit festzuhalten, während auf der andern Seite sich alle noch im Felde befindlichen Armeen unter der Führung des Marschalls Bazaine vereinigten."

„Aber," erwiederte der Kaiser, „glauben Sie denn,

daß Paris sich halten, daß man es verproviantiren könnte, um eine Einschließung auszuhalten?"

„Eine Einschließung?" erwiederte der General Trochu mit überlegenem Lächeln, „wo sollten die deutschen Heerführer die Truppen hernehmen, um Paris einzuschließen, wenn man starke Korps vor Metz zurücklassen muß — um so stärkere, wenn Bazaine für den Augenblick gezwungen sein sollte, sich nach Metz zurückzuziehen — und wenn zu gleicher Zeit andere starke Korps gegen diese Armee Mac Mahon's entsendet werden sollen? Das ist unmöglich. Ich habe meinen bestimmten Plan," sagte er, den Kopf lebhaft zurückwerfend und wie von oben herab auf den Kaiser blickend, „ich habe meinen bestimmten Plan, ich muß nur über einige Details desselben noch nachdenken. Aber die Möglichkeit einer Einschließung von Paris, welche doch gleichzeitig mit der Belagerung von Metz stattfinden müßte, findet in diesem Plan keine Stelle — das liegt außerhalb jeder militärischen Kombination."

„Sie würden also nicht der Meinung sein, Herr General," fragte der Kaiser, indem er den Ellenbogen auf das Knie stützte und das Kinn in die Hand legte, „Sie würden also nicht der Meinung sein, daß diese Armee des Marschalls Mac Mahon, welche gegenwärtig

hier in Chalons sich rekonstruirt, zur Deckung von Paris zurückgeführt werden müsse?"

Der General machte eine lebhafte Bewegung, legte seinen Hut auf die Kniee und streckte die rechte Hand gegen den Kaiser aus.

„Es wäre ein großer Fehler, Sire," rief er, „ein strategischer wie ein politischer Fehler. Die große Aufgabe der im Felde befindlichen Heere muß es sein, sich, wo dieß immer geschehen könne, zu vereinigen. Der Marschall Mac Mahon muß, sobald seine Armee irgend marschbereit ist, aufbrechen, um Bazaine die Hand zu reichen und den Feind vor Metz zwischen zwei Feuer zu nehmen. Das ist der allgemeine Ruf in Paris, das ist die Stimme Frankreichs — ‚rettet die Armee von Metz!' so tönt es in jedem Herzen, so schallt es aus jedem Munde wider. Ganz Frankreich würde einen Rückmarsch des Marschalls Mac Mahon auf Paris verurtheilen. Man würde darin den letzten Grad der Niederlage erblicken — Bazaine mit seiner ganzen Armee würde preisgegeben sein. Das darf nicht geschehen," sagte er mit kategorischem Ton, „ich würde in Paris für nichts stehen können, wenn eine solche Nachricht dorthin gelangte."

„Und glauben Sie in jedem Fall," fragte der Kaiser weiter, „die Ordnung in Paris aufrecht halten zu können,

sind Sie sicher, mit der Armee, welche Sie dort aus den Mobilgarden und neuen Rekruten zu bilden im Stande sein werden — werden Sie," fuhr er nach einem kurzen Zögern fort, „die Autorität der Regentin und der Regierung aufrecht erhalten können, wenn die reguläre Armee sich von der Hauptstadt entfernt und der Feind unter ihren Mauern erscheint?"

„Ich werde Paris und Frankreich retten," erwiederte der General Trochu, indem er seine rechte Hand auf die Brust legte. „Und ich bin gewiß, daß die Bevölkerung meine Autorität respektiren und alle Opfer bringen wird, welche die Pflicht einer großen militärischen Nation sind, die in so ernster Lage mit fester Entschlossenheit die Leitung ihrer Geschicke in die Hand nimmt."

Ein trauriges Lächeln flog einen Augenblick über die Lippen des Kaisers. Er hatte in der letzten Zeit oft schon den Ruf: „Es lebe Frankreich! Es lebe die Nation!" gehört, da wo man sonst nur zu rufen pflegte: „Es lebe der Kaiser!" Aber es war hier zum ersten Mal, daß in persönlichen Unterhandlungen ein General, der die Uniform seiner Armee trug, auf eine bestimmt gestellte Frage in seiner Antwort das Kaiserreich und die Dynastie nicht erwähnte und von der Nation sprach, welche die Leitung ihrer Geschicke selbst in die Hand nehmen müsse.

„Wenn Sie das durchführen, Herr General," sagte er mit höflichem, aber etwas kaltem Ton, „was Sie mit so vieler Zuversicht zu unternehmen bereit sind, so werden Sie dem Thron und dem Vaterland einen Dienst leisten, welchen weder ich noch Frankreich jemals vergessen werden. Was aber," fuhr er fort, „kann nach Ihrer Meinung der Marschall Mac Mahon thun — da Sie seinen Rückmarsch auf Paris für so verderblich halten, — um sich mit Bazaine zu vereinigen oder zu dessen Unterstützung zu operiren? Wenn Bazaine gezwungen wird, sich auf Metz zurückzuziehen, so ist jedenfalls der Weg über Verdun dorthin nicht mehr frei. In dieser Richtung würde also eine Operation unmöglich sein."

„Ich habe darüber mit dem Kriegsminister und der Kaiserin gesprochen," sagte der General Trochu. „Nach meiner Ueberzeugung, welche vollkommen von den Autoritäten in Paris getheilt wird, muß der Marschall schleunigst über Rheims nach der belgischen Grenze vorgehen, den Feind dort von einer Seite fassen, wo er jedenfalls keinen Angriff erwartet, und auf diese Weise die ganze feindliche Operation verwirren und die Vereinigung mit Bazaine erzwingen. Man wird sich dabei auf den Platz von Sedan stützen können und so den Feind zwischen unseren Festungen in eine sehr ge-

fährliche Position bringen, welche dem Marschall Bazaine erlauben wird, in mächtigen Vorstößen von Metz herauszubrechen. Der Erfolg dieses Plans ist fast sicher, es ist der nächste Weg, um mit einem Schlage Alles wieder gut zu machen und die bisherigen Niederlagen in einen glänzenden Sieg zu verwandeln. Nur müßte," fuhr er fort, „dieser Plan mit dem äußersten Geheimniß umgeben werden, damit der Feind keine Zeit hat, seine Operationen darnach einzurichten, denn in dem schnellen und unerwarteten Angriff von jener Seite her liegt die Sicherheit des Erfolges."

Der Kaiser wiegte nachdenkend den Kopf hin und her. Seine bisher tief verschleierten Blicke leuchteten auf, es schien, daß der Gedanke, welchen der General Trochu mit so vieler Sicherheit entwickelte, ihm ebenfalls Zuversicht und Hoffnung einflößte.

„Und Sie sind sicher," fragte er nach einigen Augenblicken, den Blick fest auf den General heftend, „auch allein, ohne die Armee Mac Mahon's, die Ordnung in Paris aufrecht halten zu können und im äußersten Fall einen feindlichen Angriff auf die Hauptstadt so lange zurückzuweisen, bis jene Operation ausgeführt ist und ihre Wirkung gethan hat?"

„Ich bin dessen sicher," erwiederte der General mit festem Ton. „Ich werde mich an den Patriotismus

aller Parteien wenden, mir wird ihr Vertrauen entgegenkommen, da man in der Armee wie überall weiß, daß ich selbst keiner andern Partei angehöre als der des Landes. Ich werde mein Werk vollenden und dann mich wieder in die Dunkelheit zurückziehen, aus der ich jetzt hervortrete, ohne andern Ehrgeiz als den, dem Vaterlande zu dienen."

„Gut, Herr General," sagte der Kaiser, — „die Kaiserin, welche ja nach ihren Vollmachten das Recht hat, den Umständen gemäß zu handeln, wünscht meine persönliche Zustimmung zu Ihrer Ernennung zum Gouverneur von Paris — ich stehe keinen Augenblick an, ihr dieselbe auszusprechen, und bitte Gott, daß er die zuversichtlichen Hoffnungen erfüllen möge, welche Sie im Herzen tragen und welche jedenfalls Ihnen Muth und Kraft geben werden, um das Aeußerste zu wagen. Ich werde der Kaiserin meine Meinung in einigen Worten schreiben und bitte Sie, Herr General, ihr meinen Brief zu überbringen."

Der General verneigte sich.

Napoleon ergriff einen Bogen Papier und schrieb einen kurzen Brief, dessen Enveloppe er mit einem kleinen Siegel verschloß, das er an der Kette seiner Uhr trug.

„Hier, Herr General," sagte er, aufstehend, indem

er dem General Trochu den Brief übergab, „bringen Sie der Kaiserin meine herzlichen Grüße, sagen Sie ihr, daß sowohl ich als der Prinz uns wohl befinden und daß ich sie bitte, vor Allem Kaltblütigkeit, Muth und Vertrauen zu bewahren. So habe ich denn," fuhr er fort, indem der General den Brief in seinen Hut legte, „das Schicksal der Hauptstadt, der Kaiserin und der Regierung Ihren Händen anvertraut, und bitte Gott, daß er Ihnen seinen Beistand leihe. Auf Wiedersehen, Herr Gouverneur von Paris, am Tage des Einzugs in die von Ihnen siegreich vertheidigte Hauptstadt."

„Ich danke Ihnen, Sire," erwiederte der General, „für das Vertrauen, das die Verhältnisse Ihnen zu mir eingeflößt haben — ich werde es rechtfertigen. Gott schütze Frankreich!" rief er, indem er mit dem rechten Fuß in einer etwas gesuchten Attitude zurücktrat, die linke Hand auf seinen Degen stützte und die rechte mit dem Federhut in die Höhe hob. Dann verneigte er sich vor dem Kaiser, wandte sich kurz um und verließ das Kabinet.

Der Kaiser sah ihm einen Augenblick mit einem eigenthümlichen Ausdruck nach.

„Vertrauen," sprach er, — „vertrauen Dem, der der Freund meiner Feinde ist! — doch wenn er Erfolg hat, wenn er seine Aufgabe erfüllt, wenn er siegt, wird

er für mich und meine Dynastie siegen — und wenn Alles vergeblich ist — dann," sagte er leise, mit tiefem Seufzer — „dann ist das Ende da."

Er stand noch einige Augenblicke in tiefen, finsteren Gedanken — dann ging er leise durch sein Schlafzimmer in das Kabinet seines Sohnes.

Der kaiserliche Prinz lag noch immer in tiefem, sanftem Schlummer auf seinem Bett.

Der Kaiser trat leise auf den Fußspitzen zu ihm heran, beugte sich über ihn und sah lange in das vom Schlaf geröthete Gesicht des ruhig athmenden, lächelnden Kindes.

„Könntest Du schlafen," flüsterte er leise, „bis diese furchtbaren Tage der Entscheidung vorüber sind. Ich bin müde, ich bin gebrochen, fast möchte ich Alles aufgeben, um in der Verbannung oder in der Gefangenschaft wenigstens Ruhe zu finden und Linderung dieser Schmerzen und Leiden des Körpers, welche mich zerrütten. Aber für Dich will ich Alles ertragen und kämpfen, so lange menschliche Kräfte noch den Sieg erringen können."

Eine Thräne fiel aus seinen Augen auf die reine Stirne des Prinzen. Der Kaiser zuckte zusammen, angstvoll blickte er auf das Gesicht des Sohnes, als fürchte er, daß der aus seinen Augen herabfallende

Schmerzenstropfen ihn aus seinem Schlaf erwecken könne, aber das ermattete Kind schlief ruhig weiter und die Thräne trocknete langsam auf seiner Stirne. Der Kaiser machte das Zeichen des Kreuzes über dem Haupt seines Sohnes und ging leise, wie er gekommen, mit den Fußspitzen auftretend, wieder in den Empfangssaal zurück.

Er faltete dort Karten auseinander, welche auf dem Tisch lagen, setzte sich vor dieselben und verfolgte, den Kopf in die Hand gestützt, aufmerksam und sorgfältig die Linien, welche er mit der Spitze seines Fingers auf denselben zog. — — — —

So mochte er, ohne aufzublicken, beinahe eine Stunde dagesessen haben, als der Ordonnanzoffizier den Marschall Mac Mahon meldete.

Auf den Wink Napoleon's trat der Marschall ein. Er hielt eine Depesche in der Hand und näherte sich in ernster, fast feierlicher Haltung dem Kaiser.

„Die Antwort aus Paris ist angekommen, Sire!" sagte er.

„Und?" fragte Napoleon, den Kopf emporrichtend und den Marschall mit gespannten Blicken ansehend, während die Spitzen seiner Finger noch immer auf den Karten ruhten.

„Der Graf von Palikao," erwiederte Mac Mahon,

„erklärt, daß er den Rückmarsch auf Paris weder aus strategischen, noch aus politischen Gründen billigen könne, und fordert mich auf das Bestimmteste auf, entweder Bazaine frei zu machen oder, wenn dieß nicht mehr thunlich sei, den Marsch nach dem Norden anzutreten und von dort aus gegen Metz zu operiren."

„Ich erwartete es," sagte der Kaiser leise, „das ist die Idee, die Trochu mir entwickelt hat. Und was ist nun Ihre Meinung?" fragte er dann.

„Sire," erwiederte der Marschall noch ernster als vorhin, „ich kann und darf es nicht wagen, meine Ansicht dem bestimmt ausgesprochenen Willen der obersten Autorität entgegenzusetzen, welche gesetzlich und verfassungsmäßig den Vollmachten Eurer Majestät gemäß in diesem Augenblick über die Geschicke Frankreichs zu bestimmen hat. Meine Ansicht kann nicht maßgebend sein, sobald jene Autorität, welche auch vor der Geschichte ihre Verantwortung zu tragen hat, bestimmt und klar ihren Willen ausspricht. Ich bin entschlossen, den Marsch anzutreten, sobald die Armee — und das wird in wenigen Tagen der Fall sein — dazu nur eben im Stande ist — es sei denn," fügte er hinzu, „daß Eure Majestät jene Vollmachten zurückziehen und selbst die ausschließliche Regierungsgewalt wieder übernehmen wollen."

„Das würde die allgemeine Verwirrung und Auflösung bedeuten," sagte der Kaiser, mit der Hand abwehrend, — „wie könnte ich hier, im Hauptquartier einer operirenden Armee eingeschlossen, die Regierung führen?"

„Dann, Sire," erwiederte der Marschall, „muß der Marsch angetreten werden."

„Die Idee desselben scheint mir nicht unrichtig," sagte Napoleon mit fragendem Ton.

„Ich bitte Eure Majestät," erwiederte der Marschall, „mir keine nochmalige Diskussion zu befehlen. Für mich ist die Sache abgemacht, ich habe als Soldat die Befehle zu befolgen und meine Pflicht ist erfüllt, wenn ich an die schnelle und sichere Ausführung derselben meinen Eifer und meine Kräfte setze. Ich werde den Generalen die erforderlichen Instruktionen ertheilen, um Alles zum schleunigen Aufbruch nach Rheims vorzubereiten. Dieser Aufbruch muß um so schneller erfolgen, wenn wir nicht von dem rasch heranziehenden Feinde hier überrascht und zum Kampf gezwungen werden wollen."

Heftig wurde die Thüre geöffnet und flammenden Blickes, das Gesicht von Aufregung geröthet, stürmte der Prinz Napoleon in das Zimmer.

„Nun," rief er, bis dicht vor den Kaiser hineilend,

„ist die Antwort aus Paris gekommen? Was sagen die großen Strategen der Regentschaft?"

„Sie halten den Rückzug auf Paris für bedenklich," erwiederte der Kaiser ruhig, „und wollen, daß die Armee nach dem Norden marschire."

Der Prinz hob die geballte Faust empor und schüttelte sie in der Luft, indem er die Blicke nach der Decke des Zimmers richtete.

„So ist denn Frankreich," rief er mit vor Zorn bebender Stimme, „Frankreich und unsere Dynastie dem Verhängniß verfallen! So soll denn aller nützliche und vernünftige Rath verworfen werden! Und was willst Du thun?" fragte er dann. „Willst Du Dein Schicksal, das Schicksal unser Aller, das Schicksal des Landes und der Armee jenen thörichten Träumern in Paris preisgeben, welche sich in dem engen Kreise ihrer Beschränktheit hin und her bewegen?"

„Mein lieber Vetter," sagte der Kaiser mit dem Ausdruck eines freundlichen und milden Vorwurfs, „Diejenigen, welchen ich die Regierung Frankreichs und die Verantwortung dafür übertragen habe, und welche in diesem Augenblick jedenfalls am meisten im Stande sind, die Nothwendigkeiten der gesammten Situation zu übersehen, scheinen mir mindestens ebenso berechtigt zu sein, ihr Urtheil für das richtige zu halten, als Du.

Würde man ihrer Meinung entgegenhandeln und die Sache eine schlimme Wendung nehmen, so würden sie einen Schrei der Anklage und der Verurtheilung im ganzen Lande gegen uns erheben."

„Man hätte sie gar nicht fragen, man hätte gar nicht diskutiren, man hätte handeln sollen, handeln wie unsere Feinde, welche fortwährend vordringen, während wir in mühseligem Berathen, Hinundherfragen und Beantworten unsere Zeit verlieren. Nun," sagte er dann, indem er einen Anfall krampfhaften nervösen Gähnens, der ihn erfaßte, unterdrückte, „wenn man denn im verblendeten Eigensinn die Wege einschlagen will, die man doch als verderblich erkannt hat, so will ich wenigstens nicht Zeuge der traurigen und schimpflichen Katastrophe sein, mit der das Alles enden wird. Ich verlasse die Armee! Ich verlasse Frankreich und überlasse Dir und dem Marschall die Verantwortung für Alles, was da kommen wird."

„Ich werde die Verantwortung tragen," erwiederte der Marschall kalt, „und wenn Eure kaiserliche Hoheit die Armee verlassen wollen, so werden Sie damit nur den Traditionen Ihrer militärischen Vergangenheit folgen, denn ich erinnere mich, daß zur Zeit anderer Entscheidungen, die freilich nicht so ernst und gefährlich

waren und die ruhmvoll für unsere Waffen ausfielen, die Armee ebenfalls Ihre Gegenwart entbehrte."

Der Prinz fuhr zusammen, seine Augen sprühten Blitze zorniger Erregung. Er trat einen Schritt gegen den Marschall vor. Seine Lippen öffneten sich, doch es traten nur zischende Athemzüge aus denselben hervor. Er schien das Wort zu suchen, das er hervorschleudern wollte.

Der Marschall stand ruhig und unbeweglich. Die eherne Ruhe seines Gesichtes veränderte sich keine Sekunde, nur seine klaren, hellblauen Augen blickten auf den von heftiger Erregung zitternden Prinzen voll kalter Hoheit hin.

Rasch trat der Kaiser zu seinem Vetter.

„Es ist vielleicht besser," sagte er, „wenn Du die Armee verläßt, da Du doch mit den Operationen, welche die Nothwendigkeit gebietet, nicht einverstanden bist. Du kannst mir in anderer Weise einen großen Dienst leisten. Gehe nach Italien und biete allen Deinen Einfluß auf den König Viktor Emanuel auf, daß er die Verträge halte, welche wir geschlossen, und daß er keinen Angriff gegen Rom leide, welches wir von unseren Truppen haben entblößen müssen. Ein Angriff auf den Papst würde in diesem Augenblick von schweren und gefährlichen Folgen für unsere inneren Verhältnisse sein und

uns der moraliſchen Unterſtützung der Geiſtlichkeit berauben. Gehe nach Florenz, mein Vetter, ſo ſchnell als möglich. Du kennſt die Lage nach allen Richtungen, und biete Alles auf, damit Italien ſo günſtig als möglich für uns handelt. Das iſt die ganze Inſtruktion, die ich Dir zu geben habe. Kannſt Du die italieniſche Politik für unſere Intereſſen beſtimmen, ſo wird das ſo viel wiegen, als ob Frankreich eine Schlacht gewonnen hätte."

Der Prinz blickte lange und traurig auf den Kaiſer.

„Leben Sie wohl, Sire," ſagte er dann mit halberſtickter Stimme, indem ſeine vorher ſo zornig blitzenden Augen ſich mit Thränen füllten. „Wir werden uns in Frankreich nicht wiederſehen, denn dieß Alles wird zu einem entſetzlichen Zuſammenbruch führen, aber ich werde in der Miſſion, die Sie mir auftragen, alle meine Kräfte aufwenden, um Ihnen und dem Lande nützlich zu ſein. Leben Sie wohl und ſeien Sie meiner Ergebenheit überall und unter allen Verhältniſſen ſicher."

In lebhafter Bewegung trat er zu dem Kaiſer heran, umarmte ihn und küßte ihn auf beide Wangen.

„Du ſiehſt zu ſchwarz, mein Vetter," ſagte Napoleon, ſeine Bewegung unter einem mühſamen Lächeln verbergend, „Du ſiehſt zu ſchwarz. Auf Wiederſehen!"

Der Prinz drückte nochmals die Hand des Kaisers, indem er schweigend den Kopf schüttelte.

„Leben Sie wohl, Herr Marschall," sagte er dann, „verzeihen Sie meine Heftigkeit. Möge Ihr edler Degen Frankreich retten!"

Und sich rasch umwendend verließ er das Zimmer.

„Einer nach dem Andern verläßt mich," sagte Napoleon halb für sich, indem er ihm lange nachblickte. „Die Blätter fallen von dem absterbenden Baum."

„Wir haben noch, Sire," sagte der Marschall, „die Pflicht und die Ehre, lassen Sie uns die Pflicht erfüllen, die Ehre hochhalten und das Uebrige Gott anheimstellen."

Und militärisch grüßend verließ er das Zimmer, während der Kaiser in tiefer Erschöpfung in seinen Lehnstuhl niedersank.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Marschall Mac Mahon hatte seinen verhängnißvollen Marsch, welcher ihn nach der nordöstlichen Grenze von Frankreich führte, durch welchen er den Feinden den Weg nach Paris offen ließ und die Hauptstadt selbst mit der Kaiserin und der Regierung dem Schutze des General Trochu und der von diesem aus Mobilgarden und jungen Rekruten gebildeten Armee überließ, angetreten.

Der Kaiser war die letzten Tage in Chalons tief schweigend in sich versunken gewesen. Es war fast kein Wort über seine Lippen gekommen, fast den ganzen Tag saß er in seinem Zimmer über die Karten gebeugt und versuchte nach den Mittheilungen, welche durch versprengte Truppentheile oder durch flüchtende Privatpersonen anlangten, sich die Stellung und Bewegungen des Feindes klar zu machen.

Mit voller Bestimmtheit war die Meldung gekommen,

daß Bazaine geschlagen, von seiner Rückzugslinie abgeschnitten und nach Metz zurückgeworfen sei. Auf der andern Seite aber schienen auch die verschiedenen Nachrichten alle dahin übereinzustimmen, daß nunmehr unter Hinterlassung eines Belagerungskorps vor Metz das Gros der feindlichen Armeen gegen Paris vorzurücken begonnen habe, eine Bewegung, welche dem Plan, auf Sedan zu marschiren und von dort her gegen Metz zu operiren, eine um so größere Bedeutung verlieh.

Ernst, still und traurig war das Diner gewesen, welches der Kaiser täglich mit den Offizieren seiner Umgebung in diesem Pavillon einnahm, welcher sonst während der Zeit der Uebungslager von so lautem, fröhlichem Leben wiederhallte.

Nur auf kurze Zeit war der Marschall Mac Mahon an der Tafel des Kaisers erschienen, um noch vor Aufhebung derselben sich wieder zu beurlauben und wieder hinauszugehen zu den Truppen, an deren moralischer und taktischer Reorganisation er mit unermüdlichem Eifer arbeitete.

Der Kaiser lebte streng nach den Vorschriften seiner Aerzte und unterwarf sich deren unausgesetzter, sorgfältiger Behandlung, um diese Tage der Ruhe auch zur Wiederherstellung seiner Körperkräfte zu benützen und sich in den Stand zu setzen, die Anstrengungen und Auf-

regungen, welche ihm noch bevorstanden, so gut als möglich ertragen zu können.

Der kaiserliche Prinz hatte sich erholt und mit der Elastizität der Jugend, welche das Alter der Hoffnung und des Vertrauens ist, Muth und Zuversicht wieder gewonnen. Er versuchte in kindlich herzlicher Weise oft auch dem Kaiser wieder Hoffnung und Glauben an die Zukunft zu geben. Napoleon lächelte dann wohl, wenn er der Plauderei seines Sohnes zuhörte, aber es war ein trauriges, resignirtes Lächeln, und gleich darauf versank er wieder in seine finsteren Träumereien und senkte das Haupt prüfend über seinen Karten nieder, als wolle er die Lösung dieser furchtbaren Frage finden, welche so unmittelbar vor ihm stand und doch durch den undurchdringlichen Schleier der Zukunft verhüllt war.

Die Disziplin unter den Truppen war wieder hergestellt, so gut es in einer so schwer erschütterten Armee möglich war, dessen ungeachtet verließ der Kaiser den innern Hof des Lagerpavillons nicht, und trotz der Bitten des Prinzen erlaubte er auch ihm nicht, zu den Truppen hinauszureiten, die Szene, welche bei seiner Ankunft am Bahnhof stattgefunden, hatte ihn noch finsterer und abgeschlossener in sich selbst zurückziehen lassen.

Endlich war Alles für den Marsch vorbereitet; da zu gleicher Zeit die Meldung kam, daß preußische Kavallerie-

Patrouillen bereits in nächster Nähe von Chalons gesehen worden seien, so setzte sich die Armee am einundzwanzigsten August in Bewegung nach Rheims hin, wobei allerdings eine Anzahl von Geschützen wegen Mangels der Bespannung zurückgelassen werden mußten.

Der Marschall, welcher für das nächste Hauptquartier Courcelles bei Rheims bestimmt hatte, um von dort aus die weiteren Bewegungen zu leiten, blieb dem Kaiser zur Seite, welcher unter starker Bedeckung von Kürassieren, den kaiserlichen Prinzen neben sich, aus dem Hof des Pavillons hinausritt, einen letzten Blick auf diese Stätte des militärischen Glanzes werfend, wo er so oft, umgeben von der Armee, welche an ihre Unbesiegbarkeit glaubte, von stolzer Höhe auf das demüthig vor ihm gebeugte Europa herabgeblickt hatte, welches jedes Wort aus seinem Munde als einen Orakelspruch aufnahm und als ein politisches Ereigniß betrachtete.

Bald nachdem der Marschall und sein Stab das Lager verlassen, begannen unter den noch zurückgebliebenen Truppen Ordnung und Disziplin sich abermals zu lösen. Immer schneller folgten sich die Nachrichten, welche die Bewohner der Umgegend von dem schnellen Anmarsch der deutschen Heere überbrachten, die in breiter Front gegen das Lager heranrückten. Diese Nachrichten wurden, wie immer in solchen Zeiten, vergrößert und übertrieben.

Aus einzelnen voranſtreifenden Patrouillen machte man ganze Armeekorps, ſo daß ſich endlich unter den noch im Lager zurückgebliebenen und zu allmäligem Abmarſch vorbereitenden Truppen die Ueberzeugung verbreitete, daß die ganze preußiſche Armee bereits in unmittelbarer Nähe herandrohe.

Eine allgemeine Panik ergriff dieſe Regimenter. Man vergaß, die Zelte zu räumen, man vergaß, die Gegenſtände und Geräthe, welche dieſelben enthielten, mitzunehmen, man wartete den Befehl zum geordneten Abmarſch nicht ab. Alles drängte nur hinaus aus dieſem Lager, das von dem gefürchteten Feind bedroht war, und den Offizieren, welche der allgemeinen Bewegung nicht Einhalt thun konnten, blieb nichts Anderes übrig, als derſelben zu folgen, um wenigſtens bei ihren Truppentheilen zu bleiben und dort ſo gut als möglich die Ordnung aufrecht zu erhalten und dieſelben in einigem Zuſammenhang nach Rheims zu führen, wohin Alles in eiligem Marſch drängte, der zuletzt faſt einer wilden Flucht zu gleichen begann.

Es gelang auch, die Bewegungen der meiſten Abtheilungen wenigſtens auf dem vorgeſchriebenen Wege feſtzuhalten, auf welchem der Marſchall und der Kern der Truppen vorangegangen waren. Einzelne Abtheilungen aber, ſei es durch mangelhafte Führung, ſei es in

der Verblendung der Furcht, welche sie trieb, so schnell als möglich von dem anrückenden Feinde sich zu entfernen, verfehlten die Richtung und man sah gegen Abend einzelne kleine Trupps, theils noch nothdürftig geordnet, theils in voller Auflösung begriffen, nach allen Richtungen hin vom Lager aus in das Land hinein marschiren.

Die Einwohner der Umgegend waren zahlreich in das Lager gekommen, theils um hier Schutz zu finden, theils um an den verschiedenen Gegenständen, welche die Armee bei dem Aufbruch zurücklassen würde, eine leichte Beute zu machen. Sie hatten sich in die Zeltreihen vertheilt, trugen fort, was sie in denselben noch fanden, theils werthlose, unbedeutende Kleinigkeiten, theils aber auch kostbarere Gegenstände, welche hier zurückgelassen waren.

War es Unvorsichtigkeit, war es Absicht, als der Abend herein dunkelte, sah man an einzelnen Stellen des Lagers, das mit Stroh und so vielen leicht brennbaren, von der Sonnenhitze ausgedörrten Gegenständen erfüllt war, einzelne Flammen aufsteigen. Bald vergrößerten sich dieselben, stiegen empor, gegen einander vorrückend und sich vereinigend, bis die Sterne am dunklen Nachthimmel aufgingen. Dann erbleichte ihr reines Licht vor dem dunkelrothen Schein der Flammen, welche wie ein Meer der Zerstörung über dieses Lager, den Stolz Frankreichs und seiner Armeen, dahinwogten.

Weithin leuchtete dieser Flammenschein am Horizont, während der Kaiser, ohnmächtig gebrochen, inmitten einer Armee, die den Glauben an den Sieg verloren hatte, nach der alten Krönungsstadt der französischen Könige hinzog, während die Heere Deutschlands in unaufhaltsamem Marsch heranrückten und während in Paris lauter und lauter bereits die Stimme der Revolution ertönte und einen der Höflinge nach dem andern aus den Salons der Kaiserin in den Tuilerieen verscheuchte. —

Der Kaiser war in Courcelles angekommen. Kaum war er in dem Hause der Mairie dieses kleinen Orts abgestiegen, wo man in aller Eile einige Zimmer für ihn hergerichtet hatte, als der General Reille bei ihm erschien und ihm meldete, daß der Präsident des Senats, Herr Rouher, soeben angekommen sei und den Kaiser dringend zu sprechen wünsche.

Napoleon hatte sich auf ein Ruhebett geworfen und stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Rouher hier?" sagte er; „mein Gott, was kann er wollen — man wird mich wieder zu Entschlüssen drängen wollen, die ich doch nicht fassen kann! Die Regierung in Paris hat ja meine Vollmachten, an ihr ist es, zu thun, was sie den Verhältnissen entsprechend und für nothwendig hält. Lassen Sie ihn kommen," sagte er dann. „Er meint es wenigstens treu mit mir, für ihn

ist kein Platz außerhalb des Kaiserreichs, er wird weder mit den Orleans, noch mit der Republik paktiren. Sein Rath ist wenigstens aufrichtig."

„Ich hoffe, Sire," sagte der General, „daß Herrn Rouher's Ankunft von glücklichem Einfluß sein wird. Gott wolle, daß es ihm gelingen möge, Eure Majestät zu bestimmen, diesen unglücklichen Marsch nach Norden aufzugeben, der uns in eine gefahrvolle, verzweifelte Lage führen kann."

Er ging hinaus. Der Kaiser richtete sich ein wenig empor und streckte mit freundlichem Gruß dem unmittelbar darauf eintretenden Herrn Rouher die Hand entgegen.

„In der Gefahr und im Unglück," sagte er mit verbindlichem Lächeln, „erkennt man seine wahren Freunde, welche kommen, um die Gefahr zu beschwören und das Unglück zu theilen."

„Eure Majestät dürfen überzeugt sein," erwiederte Herr Rouher mit seiner klaren, sonoren Stimme, indem er sich tief auf die Hand des Kaisers herabbeugte, „daß es mir ein Stolz und eine Ehre sein würde, auch das Unglück mit Eurer Majestät zu theilen, doch dahin wird es, so Gott will, nicht kommen. Was bis jetzt geschehen, ist ein Mißgeschick, noch kein Unglück, aber die Gefahr ist vorhanden, die höchste Gefahr, und in der That komme

ich zu Eurer Majestät, um diese Gefahr zu beschwören und Sie zu bitten, diejenigen Entschlüsse zu fassen, welche in der augenblicklichen Lage allein zum Heil führen können."

Ein finsterer Ausdruck von Unmuth und zugleich von Abgespanntheit und Ermüdung erschien auf dem Gesicht des Kaisers.

„Ich bin im Begriff," sagte er dann, „zu thun, was man in Paris zur Rettnng aus der drohenden Gefahr für nöthig hält. Ich habe Trochu zum Gouverneur von Paris ernannt, wie es die Kaiserin wünscht, und stehe im Begriff, auf dem einzigen noch offenen Wege Bazaine zu Hülfe zu kommen. Ich habe gethan, was zu thun möglich ist, und muß das Uebrige dem Schicksal anheim stellen, das sich," fügte er mit bitterem Lächeln hinzu, „allerdings nicht mehr um mich und um Frankreich zu kümmern scheint."

„Sire," sagte Herr Rouher, dessen volles Gesicht mit den sonst fast immer heiteren und lächelnden Zügen von tiefer, schmerzlicher Erregung bebte, und dessen sonst so klare, scharfblickende Augen durch Unruhe und Nachtwachen getrübt waren, — „das Schicksal wendet sich nur von Denjenigen, welche die Kraft und den Glauben an sich selbst verlieren, es beugt sich unter der mächtigen Hand, welche die Verhältnisse zu erfassen und zu beherr-

schen den Willen hat. Ich bin hergekommen, um Eure Majestät zu beschwören, zu beschwören im Namen Frankreichs, im Namen des Kaiserreichs, im Namen Ihres Sohnes, daß Sie sich noch einmal in dieser äußersten Gefahr, wie in früheren Tagen, zu dem Willen erheben möchten, Herr des Schicksals zu werden und dem Glück zu gebieten."

Der Kaiser zuckte fast unmerklich die Achseln.

„Dem Glück gebieten," sagte er leise, „ich, der ich meinen eigenen Nerven und den Muskeln dieses zusammenbrechenden Körpers nicht mehr gebieten kann!"

Er hatte diese Worte leise gesprochen.

Herr Rouher hatte sie dennoch gehört und blickte voll tiefen Mitleids auf den in sich zusammengesunkenen Kaiser.

„Auch der schlaffe und kranke Körper, Sire," sagte er, „gehorcht dem mächtigen Impuls des Willens. Nur noch einmal, Sire, fassen Sie den Muth, zu wollen, fassen Sie den Entschluß, Ihren Thron und Frankreich zu retten, dann werden Sie Zeit genug finden, Ihren Körper zu heilen. Und sollte er zusammenbrechen, Sire, so werden Sie mit seiner letzten Kraft Ihr Werk vollendet, die Zukunft Ihres Hauses gesichert haben."

„So glauben Sie also noch an die Rettung?" fragte der Kaiser, indem ein Schimmer von Hoffnung in seinen

Augen aufleuchtete, — „wie halten Sie dieß für möglich und was kann ich thun, sie herbeizuführen?“

„Sire,“ sagte Herr Rouher, indem eine sonst nicht gewöhnliche Erregung in seiner Stimme wiederklang, „Eure Majestät haben der Kaiserin die Regentschaft übertragen und die Personen, welche die Regentin umgeben, sind die verantwortlichen Minister des Landes, und kaum möchte es unter gewöhnlichen Umständen mir, dem Präsidenten derjenigen Körperschaft, welcher vorzugsweise die Behütung der Gesetze und der Verfassung übertragen ist — kaum möchte es mir anstehen, die Beschlüsse der Regentin und ihrer Minister zu kritisiren und gegen dieselben bei Eurer Majestät Einsprache zu erheben. Aber, Sire,“ fuhr er fort, indem er einen Schritt näher zum Kaiser herantrat und die Hand wie beschwörend gegen ihn ausstreckte, „die Verhältnisse dieser Tage sind außergewöhnliche, so außergewöhnlich, daß einem treuen Diener Eurer Majestät auch ein außergewöhnlicher Schritt verziehen werden mag. Was in diesen Tagen auf dem Spiel steht, Sire,“ fuhr er fort, „ist nicht der Ruhm einer gewonnenen Schlacht, nicht eine vorübergehende Vermehrung oder Verminderung des Einflusses von Frankreich — nein, Sire, es ist das Schicksal der französischen Nation auf Jahre hinaus, es ist das Schicksal des Kaiserreichs, das Schicksal Eurer Majestät und Ihrer

Dynastie, welche zweimal Frankreich auf die höchste Höhe des Ruhmes und der Macht erhoben hat."

„Gewiß, mein lieber Herr Rouher," sagte der Kaiser freundlich, „ich bin von dem, was Sie mir sagen, tief durchdrungen, und gerade um Alles das zu retten, was auf dem Spiel steht, will ich ja der Ansicht meiner Minister und der Kaiserin gemäß die Wiedervereinigung mit Bazaine und seiner Armee zu erreichen suchen, damit wir den gegen die Hauptstadt heranbrohenden Feind dort an den Grenzen aufhalten und, wenn das Glück unseren Waffen günstig ist, schlagen können."

„Sire," rief Herr Rouher, „Ihre Majestät die Kaiserin hat gewiß die Ueberzeugung dessen, was sie Ihnen zu rathen für nöthig hält, und auch Ihre Minister sind gewiß durchdrungen von der Nothwendigkeit des Schrittes, den sie so lebhaft empfehlen. Aber — diese Herren haben nicht die überlegene Ruhe, welche nöthig ist, um das Schiff des Staates auf hochgehender See zu steuern. Sie sind abhängig, leider zu sehr abhängig von dem Hauch der öffentlichen Meinung, deren Richtung, wie Eure Majestät wissen, nicht immer von der richtigen und wahren Erkenntniß der Verhältnisse bestimmt wird. Die öffentliche Meinung, Sire, das ist wahr, verlangt in diesem Augenblick den Marsch zur Entsetzung der Armee von Metz, die öffentliche Meinung erhebt sich gegen eine

Konzentration großer Streitkräfte vor Paris, weil Paris fürchtet, dadurch einer feindlichen Belagerung ausgesetzt zu werden. Doch dieß, Sire, ist nicht der alleinige Grund, es ist nur dieß Gefühl, das Denjenigen als Handhabe dient, welche nach wohl überlegtem Plan in diesem Augenblick die öffentliche Meinung leiten, und diese, Sire, sind Ihre erbittertsten Gegner, die Todfeinde des Kaiserthums, welche Frankreich lieber vollständig besiegt den Feinden zu Füßen werfen möchten, als es unter dem kaiserlichen Adler stark und mächtig sehen. Diese Ihre Feinde, Sire, von Favre und Gambetta bis zu Rochefort hinab, wollen vor Allem alle regulären und Eurer Majestät ergebenen Truppen, namentlich aber die Armee des treuen und loyalen Marschalls Mac Mahon, von Paris entfernen und dort höchstens ein Korps von zusammengerafften Rekruten und Nationalgarden unter dem ganz unzuverlässigen, stets mit dem Strom der Masse schwimmenden Trochu erhalten. Sobald sie dieß erreicht haben, Sire," fuhr er immer lebhafter fort, „gehört Paris ihnen. Wenn Eure Majestät und die Armee Mac Mahon's an den Grenzen Frankreichs von feindlichen Armeen umgeben und bedrängt einherziehen, so wird, dessen dürfen Eure Majestät sicher sein, früher oder später, jedenfalls aber bei der ersten Nachricht von einer Niederlage oder einer verfehlten Aktion, das Korps

legislatif gesprengt, das Kaiserreich gestürzt, die Kaiserin vertrieben oder ermordet und die Republik proklamirt werden, und zwar die rothe Republik der Kommune, zu deren Installirung auf dem Stadthause bereits, wie ich aus sicherer Quelle weiß, alle Vorbereitungen getroffen worden sind. Ich beschwöre Eure Majestät," fuhr er, die gefalteten Hände gegen den Kaiser erhebend, fort, „bei dem Heil und der Zukunft Frankreichs — bei dem Haupt Ihres Sohnes, führen Sie die Armee nach Paris zurück, lassen Sie Mac Mahon unter den Mauern der Hauptstadt seine Stellung nehmen. Kehren Sie selbst in die Tuilerieen zurück und ergreifen Sie die Zügel der Regierung wieder, welche in diesem Augenblick nur Ihre Hand allein zu führen stark genug ist. Auf diese Weise werden Sie den Feind zwingen, die große Armee Bazaine's hinter sich zurücklassend, mitten durch das ihm feindliche, in immer steigender Erbitterung sich erhebende Land gegen die Hauptstadt zu dringen und hier eine Schlacht zu liefern, welche, wenn sie nicht absolut siegreich für ihn ist, durch das Vordringen Bazaine's auf die feindliche Rückzugslinie zugleich verhängnißvoll werden und alle diese bisherigen Erfolge der deutschen Armeen in eine vernichtende Niederlage verwandeln wird. Eure Majestät aber wird vor allen Dingen Herr von Frankreich bleiben und auch im ungünstigsten Falle noch immer

einen möglichſt ehrenvollen Frieden ſchließen können, denn die Vernichtung der Monarchie und des Kaiſerthums kann niemals im Intereſſe des Königs von Preußen liegen. Wenn aber Eure Majeſtät und alle zuverläſſigen Armeen ferne an den Grenzen ſind, wenn hinter Ihrem Rücken die Republik in Paris proklamirt wird, ſo kennen Eure Majeſtät den Einfluß, welchen die Vorgänge in Paris auf ganz Frankreich üben, und ſelbſt wenn Eurer Majeſtät Truppen an den Grenzen ſiegreich ſein ſollten, ſo werden Sie ein abgefallenes Land hinter ſich haben und ſich, nachdem Sie den Feind zurückgehalten, Ihre eigene Hauptſtadt und Ihren Thron wieder erobern müſſen. Und verzeihen Sie, Sire," fuhr er fort, „daß ich ſo kühn, ſo frei und ſo ohne Rückhalt ſpreche, aber ich würde kein treuer Diener, kein bis zum Tod ergebener Freund Eurer Majeſtät ſein, wenn ich Ihnen heute das verhehlte, was meine innigſte und unwandelbarſte Ueberzeugung iſt. Eure Majeſtät haben ſo oft die leuchtenden Beiſpiele Ihres großen Oheims nachgeahmt, vermeiden Sie heute ſeinen verhängnißvollen Fehler; wenn der Kaiſer damals, als die feindlichen Armeen die Grenzen Frankreichs überſchritten, ſeine ganze Macht in Paris konzentrirt hätte, ſtatt in erfolgloſen Märſchen zwiſchen den feindlichen Korps hin und her zu ziehen, ſo würde, wenn auch vielleicht Frankreich für den Augen-

blick von der Höhe seiner damaligen Stellung herabgedrückt worden wäre, doch kaum der Zusammensturz des kaiserlichen Thrones erfolgt sein."

Der Kaiser stand lange Zeit in schweigendem Nachdenken, während Herr Rouher zitternd vor ungeduldiger Spannung ihn beobachtete.

„Ich kann die Lage der Dinge in Paris," sagte Napoleon, „noch nicht für so unmittelbar gefahrdrohend ansehen als Sie, mein lieber Rouher. Der ganze besitzende Bürgerstand steht zu mir, weil er ganz gut weiß, daß ich ihm allein seine erworbene Habe schützen kann —"

„Aber, Sire," fiel Herr Rouher ein, „Eure Majestät wissen auch, daß der besitzende Bürgerstand sich in kritischen Augenblicken stets schweigend in seine Häuser zurückzieht, und daß in solchen Augenblicken die Politik von den Massen auf der Straße gemacht wird."

„Sollte Trochu," fragte der Kaiser, „nicht stark und energisch genug sein, um diese Massen im Zaum zu halten?"

„Trochu," sagte Herr Rouher mit verächtlichem Achselzucken, „wird alle Dekrete der Masse ausführen. Er wird die Rolle Lafayette's spielen, nur mit noch weniger Geist, mit noch weniger Charakter und mit noch weniger Würde, als Jener."

Abermals sann der Kaiser längere Zeit schweigend

nach, dann trat er zu Herrn Rouher hin und reichte ihm die Hand, indem sein Blick sich freudig belebte.

„Ich glaube, Sie haben Recht, mein lieber Rouher," sagte er mit fest entschlossenem Ton. „Sie haben so lange auf der Höhe der Regierung gestanden, Sie haben mit so fester Hand das Steuer des Staats geführt, Sie haben mit so klarem Blick die Gesellschaft bis in ihre Tiefen durchschaut, daß ich auch jetzt der Richtigkeit Ihres Urtheils vertraue. Es soll geschehen, was Sie mir rathen."

Herr Rouher blickte mit freudiger Begeisterung auf den Kaiser hin.

„O, Sire," rief er, die Hände vor der Brust faltend, „dann ist Frankreich, dann ist das Kaiserreich, dann sind Eure Majestät gerettet!"

„Darf ich Sie bitten, mir als Sekretär zu dienen?" sagte der Kaiser lächelnd.

Herr Rouher setzte sich an einen großen runden Tisch, welcher in der Nähe des Fensters stand und in Eile zum Schreibtisch des Ministers hergerichtet war, ergriff einen Bogen Papier und eine Feder und erwartete gespannt das Diktat seines Souveräns.

Der Kaiser sprach langsam mit ruhiger, klarer Stimme:

„Napoleon, von Gottes Gnaden und durch den Willen der Nation Kaiser u. s. w. Der Marschall Mac Mahon,

Herzog von Magenta, ist zum Obergeneral aller militärischen Kräfte, welche die Armee von Chalons zusammensetzen, und aller jener, welche unter den Mauern von Paris oder in der Hauptstadt selbst sich befinden oder noch dort versammelt werden, hierdurch ernannt.

„Unser Kriegsminister ist mit der Ausführung des gegenwärtigen Dekrets beauftragt.

„Gegeben zu — —"

Der Kaiser zögerte einen Augenblick.

„Courcelles ist kein geeigneter Ort für ein solches Dekret," sagte er dann mit etwas unschlüssigem Ton.

„So datiren es Eure Majestät von Rheims," sagte Herr Rouher. „Die alte Krönungsstadt des Reichs darf wohl die Ehre in Anspruch nehmen, einem Dekret den Ursprung zu geben, welches Frankreich rettet."

„Gut," sagte der Kaiser, „wir sind ja fast in Rheims, — also schreiben Sie:

‚Gegeben zu Rheims 21. August 1870.'"

Herr Rouher hatte die diktirten Worte fast so schnell geschrieben, als sie gesprochen waren. Er erhob sich und legte den Bogen dem Kaiser vor.

Dieser ergriff eine Feder und setzte mit raschem, kräftigem Zug seinen Namen unter das Dekret.

„Nun," sagte Napoleon, „ist noch ein Brief an den Marschall Mac Mahon erforderlich und eine Prokla-

mation an die Armee. In beiden muß die Konzentration der Truppen unter den Mauern von Paris aus militärischen Gründen erklärt werden — aus der Unmöglichkeit, den Marschall Bazaine in diesem Augenblick frei machen zu können, durch den Vortheil, welcher für unsere Operationen daraus erwächst, daß die deutschen Truppen in das Herz des Landes unter eine ihnen überall feindliche Bevölkerung hineingezogen werden. Wollen Sie die Güte haben, diese beiden Schriftstücke aufzusetzen, sehr kurz, sehr klar und in der würdigen, überzeugungsvollen Form, in welche Sie Ihre Gedanken so meisterhaft einzukleiden verstehen."

Er lehnte sich ermüdet zurück.

Herr Rouher setzte sich wieder an den Tisch und begann zu schreiben, während der Kaiser die Augen schloß, als ob er schlummere oder von äußeren Eindrücken unbeirrt seinen Gedanken folgen wolle.

Herr Rouher schrieb mit fliegender Hast. In kaum einer halben Stunde hatte er die Entwürfe vollendet. Als das leise Geräusch seiner über dem Papier hingleitenden Feder verstummte, schlug der Kaiser die Augen auf und richtete den Blick erwartungsvoll auf seinen langjährigen Minister.

Herr Rouher trat zu ihm hin und überreichte ihm die beiden Bogen, von denen er nur die erste Seite be-

schrieben. Der Kaiser las einen nach dem andern langsam und sorgfältig durch, zuweilen den Blick aufwärts richtend, als sinne er über ein oder das andere Wort nach, doch machte er keine Bemerkung, sondern stand, als er die Lektüre beendet, langsam auf und unterzeichnete, ohne ein Wort zu streichen oder zu ändern, die Entwürfe.

„Nun, mein lieber Rouher," sagte er dann mit einem Lächeln, das jedoch nur im vorübergehenden Schimmer seine traurigen, leidenden und abgespannten Gesichtszüge erhellte, „Ihre Ansicht ist auch dießmal, wie fast immer, durchgedrungen, und ich hoffe, daß auch dießmal, wie in so vielen anderen Fällen, dieselbe Frankreich zum Heil gereichen wird. Eilen Sie jetzt nach Paris zurück und bringen Sie meine Dekrete der Kaiserin und den Ministern. Ich werde den Marschall benachrichtigen, welcher glücklich über meinen Entschluß sein wird, der vollkommen mit seiner eigenen Ansicht übereinstimmt."

Herr Rouher nahm die Papiere und steckte sie mit einer ehrfurchtsvollen Bewegung in die Brusttasche seines Rockes.

„Sire," sagte er dann, indem er seine Hand darauf legte, „in all' den langen Jahren, in denen ich die Ehre gehabt habe, Eurer Majestät zu dienen, ist dieß der schönste, der erhabenste Augenblick. Ich trage den herrlichsten Schatz mit mir fort — die Rettung Frankreichs.

Wenn Eure Majestät in Paris sind, wenn Mac Mahon's Armee die Hauptstadt umgibt, dann können wir allen Gefahren trotzen, dann wird der Genius Frankreichs die Zeit finden, sich wieder aufzurichten und von Neuem den Sieg an Eurer Majestät ruhmvollen Adler zu fesseln. Ich eile nach Paris zurück und hoffe, daß Eure Majestät mir bald folgen werden, um von Neuem über meine Dienste zu verfügen."

Der Kaiser trat zu ihm hin und reichte ihm die Hand.

Herr Rouher ergriff dieselbe in tiefer Bewegung.

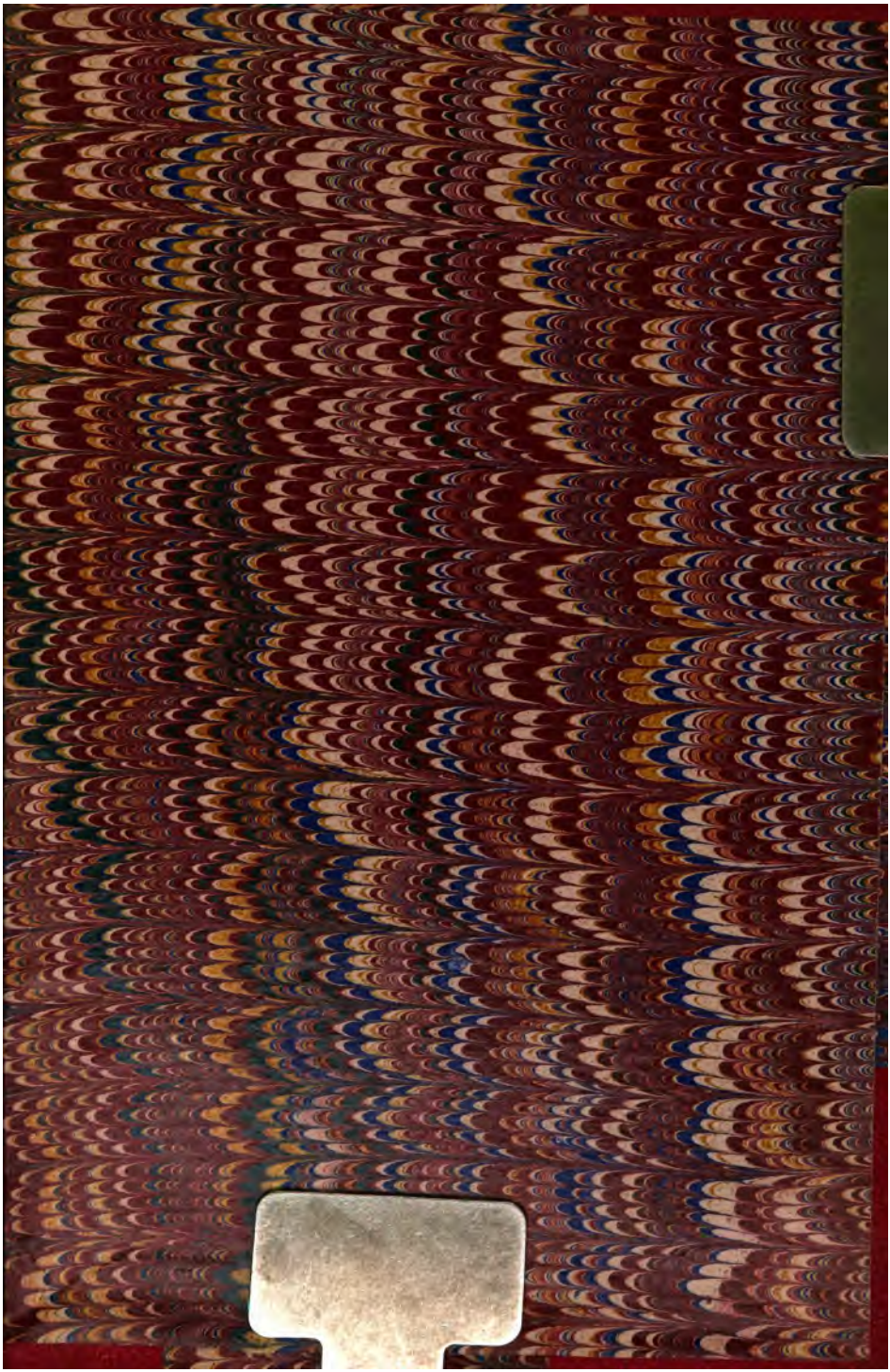
Napoleon sah einen Augenblick wie fragend auf dieses sonst so ruhige, kalte Gesicht, dessen Züge jetzt zitterten und zuckten und auf dem in deutlicher Schrift rückhaltslose Treue und Hingebung zu lesen war. Langsam zog er die Hand des Ministers an seine Brust und legte den linken Arm um dessen Schulter:

„Leben Sie wohl, mein lieber Rouher," sagte er mit unendlich weicher Stimme, — „auf Wiedersehen in Paris! Solange ich Freunde habe wie Sie, darf ich die Hoffnung nicht verlieren."

„Gott wird Frankreich nicht verlassen!" rief Herr Rouher mit fast erstickter Stimme.

Er war unfähig mehr zu sprechen. Langsam erhob er sich aus der Umarmung des Kaisers und ging hinaus.

„Ich habe unrecht gehabt, ihn zu entlassen," sagte Napoleon, ihm nachblickend. „Das Unglück ist ein guter Lehrmeister; wenn ich diese Katastrophe überwinde, soll er wieder an meiner Seite stehen. Doch jetzt bedarf ich der Ruhe," sagte er, „der Ruhe des Geistes vor Allem, und sei es nur für eine kurze Stunde. Die Gedanken verwirren sich, wenn sie unaufhörlich denselben Punkt umkreisen, und die aufgeregten Nerven gehorchen dem Schlaf nicht mehr."

Er öffnete eine Kassette von gepreßtem Leder, welche seine Reisebibliothek enthielt, und zog einen Band von Racine hervor. Dann ließ er sich langsam in seinen Lehnstuhl sinken und vertiefte sich in die Lektüre.

Bald nahmen seine Züge einen ruhigen, heitern Ausdruck an, leise die Lippen bewegend, folgte er den klassischen Versen des großen Dichters, und während draußen die Kommandorufe erschallten, die Signalhörner ertönten, Wagengerassel und das Stampfen der Pferdehufe zu den Fenstern hereindrang, zog der Geist des Kaisers, welcher der Mittelpunkt aller dieser Unruhe, aller dieser Bewegung war, immer tiefer ein in das stille Reich der Poesie.